3570 267

D7 2/7

(Schöpfel J. Wilhelm.
Erfurt 75

Schöpfel, Joh. Wilh. Andr.
1752 - ...

Die

Geburtsstunden der Hölle.

Von

Jean Pierre.

Mit einem Kupfer.

Deutschland, 1802.

Verhaltungsregeln für Schüler.

Von

RBR
Jantz
#614

Eine kleine Pause zum Eingange.

Menschen, ich will euch Menschen schildern; aber erschreckt nicht vor ihrer Gestalt; denn sie haben nichts weiter mit euch gemein, als die äußere Larve. Bei ihrem Herzen, bei dem ersten und wichtigsten Theile ihres Daseyns hat sich die alles schaffende Mutter Natur an Tigern, oder Teufeln versehen.

Mit einem Worte, es sind moralische Ungeheuer, das schrecklichste, was die ganze Schöpfung aufbringen kann; denn sie verschlingen den Himmel, der unter den Menschen auf der Erde mit allen seinen Reizen so göttlich wohnen könnte.

Gewiß, es ist ein großer, vielleicht der größte Gedanke, dessen die Menschheit fähig ist: alle Bewohner der Erde, wie Brüder und Schwestern im ewigen Bunde der Tugend am vollen, reitzenden Mutterbusen der Natur hinsinken, und, gleichsam wie durch einen Schwur vereint, sich die Glückseligkeit des Lebens zusichern zu sehen. Oft hab ich mir ihn gedacht und darinn den einzigen Trost gegen die Kürze des irdischen Daseyns, gegen die unverdienten Leiden des Schicksals gefunden; aber — ach! Menschen, warum mußte mich eure Schreckensgestalt vom Eingange Edens zurückgeiseln, warum euer eignes Herz zum flammenden Cherub vor der Pforte der Seeligkeit werden! —

Es war nur ein schöner Traum, die Menschheit kann sich zu keiner solchen Höhe emporschwingen! so muß ich mir jetzt zurufen, so oft ich euch in euren Thaten würdige.

Nur Grausamkeiten, Neid und Habsucht bezeichnen eure kurze Laufbahn; anstatt der Tugend sitzt das Laster auf dem Throne; nirgends ist daher mehr Sicherheit, die heiligsten Pflichten werden mit Füßen getreten, Natur und Vernunft haben sich verkehrt: das Verdienst ist zum Despoten oder Schmeichler, Liebe zur feilen Buhldirne, und Freundschaft zur elenden Currentmünze des Eigennutzes herabgesunken. Kann das ganze Leben wohl mehr als für eine Farce, oder für einen Banditenstreich gelten? —

Und doch wähnt ihr euch dabei noch glücklich, nennt diese Welt die beste? — Wißt, daß ohne Tugend kein wahres Glück auf Erden möglich ist, daß auch die strengste äußere Gerechtigkeit, daß selbst Religion nicht hin-

reichend ist, die Ruhe der Menschheit zu sichern!

Ich könnte euch dies deutlich darthun; allein hier sey es genug euch blos im allgemeinen darauf hinzuweisen. Gewiß, ihr könnt euch den Zustand der Immoralität unter den Menschen in Absicht auf seine Folgen nicht schrecklich genug vorstellen, er ist der wahre Ursprung der Hölle. Ein Buch, das ihn getreu abzeichnet, verdient daher gewiß mit allem Rechte den Namen der Geburtsstunden der Hölle, und darum habe ich auch das gegenwärtige so benennet.

Mögen immer orthodoxe Christen daran ein Scandalum finden, weil für sie die Hölle erst nach dem Tode ihren Anfang nimmt; der wahre Welt- und Menschenkenner wird gewiß oft in dem Betragen der Lebendigen hinlänglichen Grund finden, die ganze Beschreibung die uns von der Hölle gemacht wird, auf sie in Anwendung zu bringen.

Ich schildre hier zwar nur lauter schlechte Handlungen; aber niemand glaube darum, daß ich etwa die guten Thaten meiner Mitbrüder übersehe. Vielleicht widme ich ihnen zu einer andern Zeit ein ganzes Buch; aber erst muß ich die Menschheit recht mit sich entzweien, ehe ich sie wieder aussöhne, ihr Sieg wird dann desto sicherer und vollkommner seyn.

Gerne leiste ich hier auf den Ruhm vieler Autoren, die ihre Helden nur im größten Glanze darstellen, Verzicht, und freue mich vielmehr, wenn der Leser über die meinigen recht aufgebracht seyn wird.

Er mag sogar in der ersten Hitze seinen gerechten Zorn an mir selbst, als den Verfasser dieser verruchten Geburtsstunden der Hölle auslassen, und das Buch wegwerfen. Ich will es ihm gerne verzeihen und mich in aller Bescheidenheit zurückziehen, um, so oft man mich aus Liebe zur Tugend verläßt, mir hinter den

Coulissen selbst zu applaudiren. Geschrieben unter den Menschen für die Menschen zu jeder Stunde im Jahr.

Der Verfasser.

Erste Urkunde des schreckbaren Weltlaufs.

Hidrowal, oder der unnatürliche Vater.

Ernst Hidrowal, und Fräulein Severine von Serpentin im Reisehabit.

Ernst Hidrowal. Nun, was soll das bedeuten, schönes Fräulein, ich hoffe doch nicht, daß sie uns etwa gar verlassen wollen.

Fr. v. Serp. Das sollte ihnen wohl sehr Leid thun? — o trösten sie sich, sie werden bald eine andere Schwiegertochter bekommen.

Ernst v. Hid. Sie scherzen einmal sehr bitter, Severine, ich kenne keine andere Geliebte meines Sohnes, als sie.

Fr. v. Serp. Vermuthlich nach dem alten schönen Grundsatze, daß ihr Sohn noch

ein vollkommner Laie in der Liebe sey. Ha! ha! ha! sie sind ein gewaltiger Menschenkenner! des Kantors von Lindheim Tochter wird ihnen das Document darüber ausstellen. Sie hat erst ganz kürzlich mit ihrem Herrn Sohne in aller Unschuld bis in die späteste Nacht hinein ein sehr zärtliches tête à tête gehabt.

Ernst v. Hid. (erstaunt) Was, des Kantors von Lindheim Tochter?

Fr. v. Serp. Nun ja, warum erstaunen sie denn so, ist es denn nicht eine vortheilhafte Parthie.

Ernst v. Hid. Für einen Landstreicher mag sie es seyn; aber nicht für meinen Sohn. Was, eine bürgerliche Dirne, die von ihrem Vater nichts weiter erben kann, als Armuth und geistliche Trostsprüche, die —

Fr. v. Serp. Beschimpfen sie doch das gute Mädchen nicht. Sie wird ja doch noch ihre Schwiegertochter. Wilhelm hat es wenigstens durch die heiligsten Schwüre betheuert, daß nie eine andere an seine Seite kommen solle. Sie hätten nur die Scene mit ansehen sollen, mein Bedienter, der das Liebespaar be-

tauschte, konnte sie nicht rührend genug beschreiben. Wilhelm lag auf den Knieen und hatte die eine Hand auf dem Schooß seiner Geliebten liegen, die andre aber zu den Sternen aufgestreckt.

Ernst v. Hid. Wenn ich nur dabei gewesen wäre, sie sollte noch rührender geworden seyn, vielleicht wäre es gar zu Thränen gekommen; denn ich hätte den Bund der Liebe noch durch ein paar auserlesene (figurirt mit der Hand, als wenn er Ohrfeigen geben wollte) versiegelt. — Solche Romanenstreiche!

Fr. v. Serp. Nun, nun, ereifern sie sich nur nicht, mit Strenge ist hier gar nichts ausgerichtet, wer weiß denn, wer der schuldige Theil ist.

Ernst v. Hid. (etwas nachdenkend). Sie haben Recht, mein Wilhelm ist gewiß unschuldig; das Mädchen hat ihn verführt. Sie ist zwar aus einem Stande, der dem geistlichen am nächsten kömmt; aber heutiges Tages ist den Schulmeisters- und, wo es welche giebt, den Pfarrerstöchtern so wenig, ja noch weniger zu trauen, als andern. Sie wissen, daß

der geistliche Seegen allein eine schlechte Mitgift ist, und da sie doch der Stolz so gut wie andre Menschenkinder ansicht; so verlegen sie sich auf Coqueterie und suchen reicher Leute Söhne wegzukapern. Es ist auch eine Speculation, aber nur nicht überall, bei mir z. E. kömmt sie unrecht an, ich will den zärtlichen Schulmeisterstöchterlein auf meinem Bergschlosse schon den Liebeskitzel vertreiben. Wenn sie dort einmal eingeschlossen ist, dann kann sie meinetwegen an dem lieben Monde, oder an dem ganzen Firmamente ihre Eroberungen machen.

Fr. v. Serp. Gott im Himmel, was habe ich gethan, nun werden sie das arme Geschöpf verfolgen, und das war meine Absicht nicht, ich wollte sie vor offenbaren Beleidigungen schützen; aber so wird die beste Absicht verkannt. Herr von Hidrowal thun sie, was sie wollen, ich habe daran keinen Theil; morgen reise ich ab.

Ernst v. Hid. O Nein! das kann ihr Ernst nicht seyn.

Fr. v. Serp. Gewiß! morgen reise ich ab.

Ernst v. Hid. Nun doch wenigstens als Freundin.

Fr. v. Serp. (im Abgehn) Wir wollen sehen.

(Ernst von Hidrowal allein.)

Die ist gerade so listig, wie ihr Name anzeigt. Mit wahrer Schlangenklugheit giebt sie mir erst ihre Meinung unter den Fuß, und, wenn ich sie dann zu errathen scheine, zieht sie den Kopf aus der Schlinge. Nun, es hat nichts zu sagen, eine Parthie, wie die ihrige, wo man drei Rittergüter auf einmal fischen kann, verlohnt es schon, daß man ein kleines Wagestück allein unternimmt. Was ist es denn auch, ob eine solche bürgerliche Dirne, wie des Schulmeisters Tochter, mehr oder weniger auf der Welt ist, und mein Sohn, der muß schon Raison annehmen. Kurz und gut also, die Jungfer Erbthal, so glaub ich heißt meines Sohnes Geliebte, muß auf die Seite. (geht ab.)

Einige Tage nachher.

(Wilhelm und Louise gehen in einem kleinen Gehölze mit einander lustwandeln, und Ernst Hidrowal, der gerade auf der Vogeljagd ist, belauscht sie hinter einem Busche.)

Wilhelm. O wie glücklich bin ich Louise an deiner Seite, wenn ich doch schon auf ewig mit dir verbunden wäre.

Louise (seufzend). Ach! Wilhelm tröste dich nicht mit leeren Hoffnungen, ich kann nie die deinige werden.

Wilhelm. Und warum?

Louise. Du fragst auch noch warum! Denke doch an den großen Abstand zwischen mir und dir: du bist vornehm und von Adel, ich, eine bloße Bürgerliche, du reich, ich arm. —

Ernst v. Hid. (im Hinterhalte für sich) Das Mädchen spricht doch noch vernünftig.

Wilhelm. Sey keine Thörin, Louise, der Adel deines Herzens giebt dir jeden Rang und macht dich reicher, als du glaubst.

Louise. Diese Denkungsart ist eines edeln deutschen Jünglings werth; aber die vorurtheilvolle Welt, dein Vater, Wilhelm, du kennst deinen Vater.

Ernst v. Hid. (für sich, nachdem er seine Windbüchse ladet) Gut, wenn ihr ihn kennt, so werdet ihr euch vor ihm hüten.

Wilhelm. Ich halte meinen Vater für einen vernünftigen Mann, der das Glück seines einzigen Sohnes nicht einem elenden Vorurtheil oder bloßer Caprice aufopfern wird; sollte ich mich aber darinnen täuschen, so will ich auch ihm und der ganzen vorurtheilsvollen Welt Trotz bieten; denn ich liebe dich Louise, und da soll mich auch die Hölle nicht von dir trennen. (Es geschieht ein Schuß) Was war das?

Louise. Nichts, ein bloßer Wind.

Wilhelm. Nein, Louise, das war kein Wind, oder wenigstens kein günstiger für uns. Laß uns diese Gegend verlassen.

Louise. O bleib noch, lieber Wilhelm sieh, die Sonne geht so schön unter.

Wilhelm. Es wäre besser, sie ginge für uns auf.

Louise. Du bist traurig, komm ich will dir an diesem Bache Veilchen und Vergißmeinnicht pflücken. (Geht an den Bach und pflückt Vergißmeinnicht.)

Ernst v. Hid. (Der indeß wieder geladen hat) Jetzt ist sie allein, jetzt muß ich noch einmal mein Heil versuchen, ich will diesmal den Vogel besser auf das Korn nehmen (legt an, läßt aber gleich das Gewehr wieder sinken) nein! ich kann nicht, das Mädchen ist zu reitzend, zu unschuldig, wenn sie nur nicht bürgerlicher Abkunft wäre. (Besinnt sich etwas) Thörichter Gedanke, sie ist es einmal nicht, und wird meines Sohnes Glück stören; was hält mich also ab (legt zum zweitenmale an; indem dreht sich Louise herum, und giebt Wilhelm die Vergißmeinnicht, weg ist nun des alten Hidrowals Muth, er kann weiter nichts als über seine eigne Zaghaftigkeit böse werden, und geht dann mit dem festen Vorsatze davon,

schon zu einer andern Zeit seine Absicht besser auszuführen.)

Louise. (zu Wilhelm) Nimm diese Vergißmeinnicht als ein Pfand meiner Liebe, und erinnere dich meiner auch dann, wenn ich nicht mehr bei dir seyn werde.

Wilhelm. Denke daran nicht, diese Zeit ist noch fern.

Louise. O vielleicht nicht so ferne, als du glaubst, eine bange Ahndung sagt mir, daß ich dich vielleicht zum letztenmal sehe.

Wilhelm. (zu Louisen im Weggehen) Du schwärmst, komm, laß uns fortgehen, sonst möchte ich noch trauriger werden, als ich es schon bin.

Es vergingen mehrere Tage nach dieser Unterredung, ohne daß Wilhelm seine Louise sah. Jetzt fing ihm wirklich an etwas bange zu werden, doch glaubte er noch, daß sie nur eine kleine Unpäßlichkeit abhalte. Aus diesem Irrwahn riß ihn aber bald folgendes Schreiben von ihrer eigenen Hand:

Lieber Herr Baron!

Sie werden vielleicht über meine Abwesenheit erstaunen; allein sie hat ihre guten Gründe. Ich sehe ein, daß ich Ihrem Glücke im Wege stehe, und daß es von mir eine sträfliche Vermessenheit war, den Gedanken an eine Verbindung mit Ihnen zu fassen. Sie könnten jetzt vielleicht in den Armen einer reichen und vornehmen Gattin glücklich seyn, wenn ich Sie nicht durch buhlerische Künste an mich gelockt hätte. Es ist billig, daß ich jetzt für dieses Vergehen leide; ich habe mich daher selbst freiwillig entschlossen ins Kloster zu gehen und dort meine Tage dem Herrn zu opfern. Vergessen Sie mich und genießen Sie bald in den Armen einer andern das Glück, das Ihnen nie geben konnte

Ihre

Louise.

Man kann sich leicht das Erstaunen vorstellen, das Wilhelm bei Durchlesung dieses Briefes empfand. Er konnte sich lange Zeit nicht überreden, daß ihn Louise geschrieben; denn

denn wie konnte sie, das sanfte, unschuldige Mädchen von sich sagen, daß sie ihn durch buhlerische Künste an sich gelockt habe. Sie wußte ja mehr, als zu gut, wie sehr er um ihre Liebe gebuhlt.

Indeß, je mehr er ihre Handzüge betrachtete und damit ihr letztes sonderbares Betragen verglich, um desto mehr verschwand wieder dieser Trost so, daß er endlich ausrief: ja, ja, es ist nur zu gewiß, sie hat mich verlassen, sie kennt nicht die Stärke meiner Liebe; allein, setzte er auch gleich hinzu: ich will sie ihr beweisen, auch die heiligsten Mauern sollen mich nicht abhalten ihr nachzufolgen, und dann soll sie entweder mit mir zurückkehren, oder mich vor ihren Augen sterben sehen.

Er machte sich sogleich auf den Weg sie auszukundschaften. Kein Kloster war in der Nähe und in der Ferne, das er nicht durchsuchte; aber alles umsonst. Endlich, des vielen Nachforschens müde, schien er sich in sein Schicksal zu ergeben. Die Hitze seiner Leidenschaft hatte sich gelegt, und an die Stelle derselben trat eine sanfte Melancholie.

Kaum bemerkte dieses sein Vater, so brachte er wieder den Plan mit Severinens Verheurathung auf die Bahn, und suchte ihn auf alle nur mögliche Weise dazu zu bereden.

So wenig er auch noch jetzt dazu geneigt war, so willigte er doch endlich ein, da er einmal Louisen für sich verloren glaubte.

Es wurde nun die Hochzeit auf das prächtigste vollzogen, und dem äußern nach schien diese Ehe sehr glücklich; aber in der That war sie es nicht. Wilhelm zeugte zwar mit Severine zwei Söhne; allein er liebte sie nicht; denn er fand den Unterschied zwischen ihr und Louisen zu groß. Kein Wunder, wenn dieses seine traurige Launen von Tag zu Tag vermehrte, und wenn er daher öfters Zerstreuung suchte. Ein Mittel dazu war die Jagd. Er strich öfters zu ganzen Tagen in den einsamsten Gegenden umher. Einst war er auch auf derselben, und kam, ohne es zu wissen, oder es zu wollen, vor seines Vaters altes Bergschloß. Das schaurige Ansehn desselben war ganz für seine jetzige Gemüthsstimmung. Er lehnte sich an einen alten Baum-

sturz und machte so seine Betrachtungen über den Wechsel aller Dinge.

Eben dachte er an Louisen, als ihn auf einmal ein trauriges Seufzen und Gestöhne wie aus einem Traume weckte. Unwillkührlich richtete er sich empor, und vernahm jetzt, daß dasselbe von den halbverödeten Mauern des Schlosses herabkam. Sein Erstaunen und seine Neugierde waren groß, aber sie wurden noch größer, als er sogar seinen Namen nennen hörte. Wer denkt hier an mich, oder wem kann noch an meinem Daseyn gelegen seyn, seitdem Louise nicht mehr für mich ist, so sagte er bei sich selbst. Die Sache kam ihm sonderbar vor, er gieng zum Schloßcastellan und erzählte sie demselben.

Gerne hätte ihn dieser überredet, daß Geister zuweilen um die Burg spükten; Wilhelm war aber nicht abergläubisch, er verlangte im ganzen Schlosse herumgeführt zu werden, und der Castellan mußte in dieses Begehren, so unangenehm es ihm auch schien, willigen, um nicht Verdacht auf sich zu laden.

Sie giengen also beide in allen Zimmern umher, aber nirgends wollte sich etwas entdecken. Schon glaubte daher Wilhelm wieder unverrichteter Sache abgehen zu müssen, als er noch einmal von derselben Stimme, die ihm schon bekannt war, ganz in der Nähe seinen Namen nennen hörte.

Da er die Gegend genau gemerkt hatte, wo der Ton herkam, so untersuchte er sie jetzt auf das strengste, und entdeckte nun eine kaum sichtbare Thür in einer Seitenwand. Ohne sich lange zu besinnen, rannte er gegen dieselbe, sie flog auf, und er fand — wer beschreibt seine Freude und Entsetzen zugleich — seine Louise mehr einem Geiste als Menschen ähnlich wieder.

Sein Anblick war für sie zu überraschend, sie that einen lauten Schrei, und fiel in Ohnmacht.

Wie sie sich wieder etwas erholt hatte, war Wilhelms erste Frage, wie sie hieher komme, und ob sie denn nicht ins Kloster gegangen? Sie erzählte ihn jetzt die ganze Grausamkeit seines Vaters, wie er sie hier einge-

sperrt und mit Gewalt zu jenem schändlichen Briefe gezwungen, der ihr ihre Ehre und ihm die Ruhe seines Lebens gekostet habe. Nie, setzte sie hinzu, sey es ihr eingefallen ins Kloster zu gehen, alles dieses sey schändlicher Betrug.

Wilhelms ganze Seele empörte sich über dieses unmenschliche Verfahren, er suchte Louisen auf alle Weise für ihre vielfachen Leiden zu trösten und bat sie sogleich mit ihm diesen Schreckensort zu verlassen.

Sie that es. Am Thore des Schlosses wollte ihnen der Kastellan mit seinen Leuten den Ausgang versperren; aber Wilhelm drohte dem ersten, der sich ihm nahen würde, niederzuschießen, und kam so glücklich durch.

Weil die Nacht hereinbrach und Louise sehr ermattet war, so mußte er mit ihr in einem Dorfe bleiben. Kaum aber brach der Morgen an, so setzten sie ihren Weg weiter fort.

Ihr Unglück wollte, daß sie durch einen Wald mußten. Sie fürchteten beide nicht das

geringste von einem Ueberfall, als sie sich plötzlich von Bewaffneten umgeben sahen.

Wilhelm setzte sich sogleich, so gut er konnte, in Vertheidigungsstand, warf seine Flinte, weil sie ihn hinderte, weg, nahm in den rechten Arm seinen Hirschfänger und in dem linken Louisen. So hielt er sich eine ziemliche Zeit gegen die Menge. Vielleicht würde er gar obgesiegt haben, wenn er nicht auf einmal hätte sehen müssen, daß die, für die er alles wagte, in seinen Armen gemordet wurde. Jetzt kannte er aber keine Gefahr mehr, sondern ging ganz unvorsichtig auf den ein, den er für ihren Mörder hielt. Dieser wich jedoch vorsichtig zurück und er wurde gefangen. In diesem für ihn so schrecklichen Augenblicke stellte sich noch sein Vater dar. Er erkannte in ihm jenen Unbekannten, der Louisen ermordet hatte. Fürchterlich war dabei sein Gemüthszustand, er wußte nicht ob er der kindlichen Pflicht oder der gekränkten Liebe mehr nachgeben sollte. Endlich behielt aber doch die letztere die Oberhand und er rief im Gefühl des tiefsten Schmerzes aus:

„Grausamer Vater, hast du mir nur „darum einmal das Daseyn gegeben, um es „mir wieder tausendmal zu rauben? Wisse, du „hast mir meinen Himmel gestohlen! Louise, in „diesem einzigen Wort lag mehr, als keine „Seeligkeit wieder geben kann, und sie — „hast du gemordet. Das Leben hat nun für „mich keinen Reiz mehr, es ist mir zur äußer„sten Quaal, nimm es auch mir, oder ich „mache ihm selbst ein Ende!"

So nachdrücklich auch diese Rede war, so lächelte doch der alte Hidrowal nur dazu und sagte ganz kalt:

„Töden will ich dich nicht, aber in dem„selben Kerker, wo deine Buhldirne saß, sollst „du deine Thorheit und die Schande abbüßen, „die du meiner Familie zuziehen wolltest. „Willst du dir eher das Leben rauben, so „kannst du es, mir thust du dadurch keinen „Tort; denn ich habe Erben meiner Güter."

Er gab hierauf seinen Leuten Befehl ihn fortzubringen und entfernte sich.

Gott im Himmel, seufzte Wilhelm, als er ihn wegeilen sah, ist das auch ein Vater, und

sank dann ermattet auf Louisens kalte Leiche nieder. Die Welt hätte er darum gegeben, wenn er sie wieder ins Leben hätte zurückrufen können, aber umsonst. Er drückte daher den letzten Abschiedskuß auf ihre erblaßten Lippen und lispelte ihr noch im Weggehen, gleich als ob sie ihn verstehen könnte zu: bald werde ich dir nachfolgen.

Seine Wächter boten ihm die Freiheit an, und versicherten, daß sie nur erzwungen gegen ihn die Waffen ergriffen, als der Castellan so ein Schurke gewesen und Louisens Entweichung angezeigt habe; Wilhelm aber wollte nichts davon wissen. Vollzieht, sagte er, eure Befehle, der Ort wo Louise gelitten, ist für mich ein Heiligthum und ich will gerne ihren Manen dieses Opfer bringen, die Nachwelt wird doch einst meine Unschuld erkennen.

Er gieng hierauf freiwillig in das Gefängniß, wo er würklich nach zwei Monaten Louisen anchfolgte.

Als die Geschichte bekannt wurde, so fluchte jeder dem unmenschlichen Vater und beweinte den jungen braven Mann; wer sollte auch nicht weinen, wenn er die Unschuld leiden sieht.

Zweite Urkunde des schreckbaren Weltlaufs.

Kindlicher Undank.

Mehr als väterliche Tirannei empört noch die Natur kindlicher Undank. Die Wohlthaten, die Eltern ihren Kindern von der früheſten Jugend auf erzeugen, verbinden zu weit ſtärkern Pflichten, als das bloſe Band elterlicher Zuneigung. Gleichwohl iſt die Geſchichte der Menſchheit weit fruchtbarer an undankbaren Kindern, als pflichtvergeſſenen Eltern. Hier will ich von den tauſend Beiſpielen nur zwei als einen Beitrag zu den Geburtsſtunden der Hölle liefern.

Reinhold, ein ſehr rechtſchaffner Beamter zu D., hatte das Unglück eine ſchlechte den Ausſchweifungen ergebene Gattin zu beſitzen. Dieſe

ließ sich, weil es ihr an Mitteln zur Unterstützung ihres unordentlichen Lebens fehlte, einen Nachschlüssel zur herrschaftlichen Casse ihres Mannes machen, und entwandte daraus eine beträchtliche Summe.

Reinhold wurde nicht eher etwas davon gewahr, als bis ein Commissarius in sein Haus kam, und die Casse stürzte. Hier sah er denn, daß sich ein Deficit von beinahe 1000 Thalern ergab.

Sein Schrecken darüber läßt sich gar nicht beschreiben; er betheuerte wohl tausendmal gegen den Commissarius seine Unschuld. Dieser, ein sehr menschenfreundlicher Mann, hatte auch Mitleiden mit ihm, und versprach die ganze Sache zu unterdrücken, wenn er nur bald das Fehlende wieder herbeischaffen würde.

In dieser Verlegenheit wußte Reinhold niemand anders, an den er sich wenden konnte, als seine Tochter Julie, die an einen reichen Hofrath zu Wien verheurathet war.

Mit zitternder Hand ergriff er die Feder, und meldete ihr sein Unglück. Er glaubte fest, daß es nur eines einzigen Briefes bedürfe, um

sich ihrer Unterstützung zu versichern. Es verging aber ein Posttag um den andern, und er erhielt immer keine Antwort. In der Meinung, daß sie vielleicht seinen ersten Brief nicht erhalten, schrieb er einen zweiten; aber wieder umsonst.

Nun konnte der Commissarius nicht länger warten, sondern mußte, so weh es ihm auch that, den Bericht erstatten.

Die Folge davon war, daß Reinhold nicht nur seines Amtes entsetzt; sondern auch fast aller seiner geringen Habseeligkeiten beraubt wurde. Nur wenig blieb ihn übrig. Diesen geringen Rest nahm er, und beschloß damit seine Tochter aufzusuchen; denn noch immer sprach er sie in seinem Herzen von den abscheulichen Laster der Undankbarkeit frei, und glaubte nicht anders, als daß jene beiden Briefe an sie verloren gegangen.

Auf seiner Reise hatte er aber wieder ein neues Unglück. Er gerieth in die Hände der Räuber, diese nahmen ihn vollends das Bischen, was er hatte, und zogen ihn beinahe bis aufs Hemde aus. Gott im Himmel,

seufzte er jetzt, wie grausam verfolgt mich das Schicksal! Doch tröstete er sich mitten in seinem Elende noch damit, daß er ja eine Tochter habe, die ihm gewiß beistehen werde.

Etwas hierdurch gestärkt setzte er seinen Weg bis zum nächsten Dorfe fort. Hier wurde er durch die Mildthätigkeit eines armen Dorfschulmeisters mit einem alten zerrissenen Ueberrocke beschenkt. In diesem bettelte er sich bis zu seiner Tochter. Wie froh war er, als er endlich den Ort sah, wo er Erleichterung seines Schicksals hoffte.

Er konnte kaum die Zeit erwarten, wo er vor seiner Tochter Thür ankam. Endlich war er da und klopfte an.

Julie, die schon durch einen Reisenden von seinem unglücklichen Schicksal unterrichtet war, stand gerade am Fenster, sah ihn, und erkannte ihn trotz seines schlechten Anzuges. Jeder Brave wird jetzt glauben, daß sie ihm mit allem Feuer kindlicher Liebe entgegengeeilt, ihn nach den zärtlichsten Umarmungen in die Stube begleitet und dort nichts von allem gespart habe, was nur sein Unglück erleichtern

konnte; aber wie sehr irrt er sich. — Julie, die pflichtvergessene Julie, ließ sich zur Schande der Menschheit vor ihrem unglücklichen Vater verleugnen.

Betrübt und ganz niedergeschlagen schlich der biedere Alte, der im ersten Taumel seiner Freude nicht einmal die Gegenwart seiner Tochter bemerkt hatte, wieder fort, und irrte so lange in der Stadt umher, bis er sie zu einer schicklichern Stunde anzutreffen glaubte. Jetzt kam er zum zweitenmale wieder, er wußte diesmal gewiß, daß sie zu Hause war; denn er hatte sie am Fenster bemerkt, ob sie ihn schon nicht wahrgenommen, und — wurde abermals abgewiesen.

Daß dieses keinen gemeinen Eindruck auf ihn machte, kann man sich denken; er wurde darüber so erzürnt, daß er gewiß mit Gewalt ins Haus gedrungen wäre, wenn er nicht dort einen zu großen Lärm vernommen, und also Gesellschaft vermuthet hätte. Dies machte, daß er auch diesmal noch ruhig weggieng, bei der nächsten Gelegenheit sich aber desto fürchterlicher zu rächen schwur.

Er war indeß kaum eine Strecke vom Hause entfernt, und hatte sich von ohngefähr umgeblickt, als er sah, daß Juliens Wagen vorfuhr. Sogleich eilte er wieder mit der Geschwindigkeit, die ihm sein Alter verstattete, zurück. Sie wollte eben einsteigen, da rief er ihr so laut zu, daß es alle Umstehende und Vorbeigehende hören konnten: „Julie, ich bin dein Vater, kennst du deinen Vater nicht mehr.“

Julie kannte und hörte ihn aber wohl, sie wollte ihn indeß nicht kennen; darum schickte sie sich, daß sie in den Wagen kam, und befahl den Kutscher so eiligst, als möglich davon zu fahren. Dieser that es auch, und so rollte denn die Staatscarosse vor dem Alten vorbei, besprützte ihn noch mit Koth, und ließ ihn hinterdrein ein lautes Gelächter zuschallen.

Was der gute Vater bei diesem Auftritt empfand, dies zu schildern will ich mir nicht anmaaßen; ich bin nicht selbst Vater, ich kann mich in diese Lage nicht denken; seine Empfindung muß aber schrecklich gewesen seyn; denn er zog in der ersten Hitze des Zorns sein altes

Brodmesser hervor, und beschloß damit seiner ungerathenen Tochter, wenn und wo er sie antreffen sollte, auch wenn es sein Leben kostete, den Lohn ihrer Thaten zu geben.

Ueber acht Tage suchte er sie zu dem Ende in dem Prater und an mehrern öffentlichen Orten Wiens auf. Erst als er sie da nicht fand, gieng er wieder vor ihr Haus.

Ein Bedienter wollte ihn auch diesmal wie gewöhnlich, den Weg versperren; allein er schob ihn so unsanft auf die Seite, daß er darüber eine ziemliche Zeit das Aufstehen vergaß, und gieng dann gerade auf das Zimmer seiner Tochter los.

Julie stand eben vor ihrer Toilette, und probierte einen neuen Kopfputz auf, als ihr Vater hereintrat. Ein großer ihr gegenüberstehender Spiegel zeigte ihr sogleich seine Gestalt, sie ließ vor Schrecken ihren ganzen Kopfputz an die Erde fallen, stieß einen lauten Schrei aus, und fiel in Ohnmacht.

Doch Reinhold kannte den gewöhnlichen Kunstgriff der Damen, wenn sie in Verlegenheit sind, schon aus Romanen, und war eben

nicht

nicht geneigt einen Roman oder eine Comödie zu spielen. Er gieng also trotz der Ohnmacht auf sie zu, rüttelte sie, und raunte ihr gräßlich in's Ohr: „Rabenkind, erwache jetzt, oder nie mehr; denn die Stunde deiner Rechenschaft ist gekommen, du entehrest das Daseyn, das ich dir gab, du schämest dich deines unglücklichen Vaters, wisse es, ich schäme mich auch deiner, und will dich daher auf ewig aus meinen Augen verbannen, so wie du schon längst aus meinen Herzen verbannt bist.“ Bei den letzten Worten griff er würklich wieder nach seinem Taschenmesser; aber in demselben Augenblick traten Juliens Bedienten herein.

Sie waren sehr erstaunt, ihre Frau in diesem Zustande bei einem fremden Manne zu sehen, den sie nach seinem ganzen Anzuge für weiter nichts, als für einen Bettler halten konnten; aber noch mehr wurden sie es erst, als sie hörten, daß dieser Bettler der Vater ihrer Gebieterin seyn wollte. Keiner wagte es jedoch Hand an denselben zu legen, da erwachte jetzt Julie selbst, sprang wie eine Furie auf, und schrie: hab ich denn keinen Menschen mehr

zum Schutz, daß man mich den Beleidigungen von jedem schlechten Lumpengesindel Preiß giebt. Auf, werft diesen Elenden hinaus, oder fürchtet meinen Zorn!"

Noch immer wagten sich die Bedienten nicht an ihn, da schrie sie noch einmal: „Memmen, was steht ihr, fürchtet ihr euch etwa vor einem alten Manne. Ha! wartet, ich will euch helfen." Dabei gieng sie würklich zuerst auf ihren Vater los.

Nun wagten auch jene nicht länger zu widerstehen, sie ergriffen in der That den alten Mann, und brachten ihn trotz alles Widerstrebens, trotz der heiligsten Versicherungen, daß er gewiß Juliens Vater sey, zum Hause hinaus.

Wie es ihm hernach weiter gegangen, und wer sich seiner noch weiter angenommen, weiß ich nicht, aber sicher hat er überall mehr Mitleiden gefunden, als bei seiner unnatürlichen, grausamen Tochter.

Sag nun, empfindsamer Leser, braucht es hier wohl erst noch ein besonderes, den Menschen feindliches Wesen anzunehmen, über-

trifft nicht diese weibliche Schöne auch die beste Beschreibung des Satans weit? wo siehst du noch etwas, von den sonst an diesem Geschlechte nur gewohnten sanften Gefühlen, hat sich nicht die Grazie auf einmal in eine Furie verwandelt, und würdest du nicht selbst mit mir und dem unglücklichen Vater sogleich wünschen an dieser bösartigen Creatur die fürchterlichste Rache nehmen zu können?

Spar aber noch deinen gerechten Eifer, ich habe dir noch eine Geschichte aufbewahrt, die die erstere, wenn auch nicht an innerer, doch gewiß an äußerer Grausamkeit weit übertrifft. Hier ist sie.

In der Reichsstadt N. lebte ein Todengräber, mit Namen Caspar Wallmor. Dessen Vater, von gleichem Metier, verwendete alles auf die Erziehung seines einzigen Sohnes, weil er wohlhabend war, und weil er einmal wünschte, Freude an demselben zu erleben.

Er schickte ihn zur Schule, ließ ihn in Sprachen und Wissenschaften unterrichten, und hätte es sogar gerne gesehen, wenn er studiert hätte. Doch, da derselbe zu den letztern keine

Lust bezeugte, und lieber das bleiben wollte, was sein Vater war, so legte er ihn auch keinen Zwang auf.

So viele Beweise der Liebe, sollte man glauben, hätten doch in Caspars Seele dankbare Gesinnungen erzeugen müssen; aber nein! Caspar war ein leichtsinniger, unbedachtsamer Jüngling, der kein größeres Glück kannte, als die Befriedigung seiner Leidenschaften. Jeden, der ihn daran hinderte, hielt er für seinen Feind, auch wenn es sein Vater gewesen wäre.

Seine Hauptleidenschaft war die Liebe. Zum Gegenstand derselben wählte er eine junge Bürgerstochter, die er das erstemal auf dem Tanzboden gesehen, und die ihn ganz eingenommen hatte.

Ohne sie weiter zu kennen, und ohne zu überlegen, ob ihre Verbindung auch ein Glück für ihm seyn könne, bestand er auf ihrer Heurath. Sein Vater aber, der mit hellern Augen sah, und ihn nicht unglücklich machen wollte, verweigerte seine Einwilligung dazu. Dies erzeugte schon den ersten Haß gegen denselben in seinem Gemüthe.

Nun kam auch noch hinzu, daß letzterer zu lange lebte, und dadurch seinem Sohne in der Aussicht zu seinem Dienste zu gelangen im Wege stand. Beides brachte denn zuletzt in Caspars Seele den abscheulichen Entschluß hervor, seinen Vater zu morden.

Er wartete auf weiter nichts, als auf eine schickliche Gelegenheit diese schwarze That auszuführen.

Sie kam, er hatte einst mit seinem Vater gemeinschaftlich ein neues Grab zu machen. Freundschaftlich giengen beide ohne weitere Zeugen vom Hause weg, freundschaftlich fiengen sie miteinander ihre Arbeit an.

Der Alte war diesesmal ungewöhnlich heiter und zutraulich. Als er ein wenig gearbeitet hatte, ruhte er aus, weil die Sonne sehr heiß schien. Er legte seine Hand auf seines Sohnes Schulter, und schien sehr gerührt. Casper wußte gar nicht was er davon denken sollte, da sprach sein Vater: Sohn, mir ahnet daß ich vielleicht nicht lange mehr leben werde, wenn du mir doch die Freude machen und dir ein braves Mädchen zur Frau wählen wolltest.

Caspar (etwas bitter lächelnd) Vater ihr scherzt wohl; wenn das euer Ernst wäre, so hättet ihr mir Henrietten nicht abgeschlagen.

Walmor der Vater. Henriette war keine Frau für dich, sie war zu üppig und verschwenderisch, liebte dich nicht, glaube mir, du wärest unglücklich geworden, wenn ich —

Caspar. Ihr seyd allzubesorgt um mich, dies war doch sonst eure Art nicht; aber freilich waret ihr auch da so alt nicht, das Alter macht sorgsam oder vielmehr krickelhaft.

Der Vater. Caspar, du verkennst meine Liebe, ich wollte schon immer dein Bestes, nur verlangte ich es noch nie in einem so bittenden Tone von dir. Ach! Caspar, du könntest mir wohl den Gefallen thun.

Caspar. Weil ihr denn so gar sehr darum bettelt, so kann ich es euch ja wohl versprechen.

Der Vater (freundlich) So, nun seh ich doch noch, daß du mein Sohn bist, und mich liebst, der Himmel wird dir's lohnen, nimm dir jezt die ärmste Frau, wenn sie nur brav

ist, ich habe nichts darwider, du kannst Morgen Hochzeit haben.

Caspar (für sich) So geschwind wird es nun wohl nicht gehen.

Sie machten sich nun beide wieder an ihre Arbeit und der Alte war so vergnügt und geschwätzig, als er noch nie gewesen war. Er sprach von nichts, als Hochzeit, und rechnete schon an den Fingern her, was er alles zum Besten geben wollte.

Caspar ließ ihn immer reden, wie er aber geendigt hatte, so sagte er, eins habt ihr aber doch noch vergessen, und zwar das wichtigste von allen.

Schon wollte der Alte fragen, was das sey, als ihn Caspar mit der Hacke von hinten zu einen Schlag beibrachte, und dabei ganz kaltblütig fortfuhr: daß man am Grabe keine Hochzeiten macht.

Taumelnd sank jetzt der alte Walmor nieder, und hatte kaum noch soviel Besinnung zu sagen: Caspar, was machst du. Ich helfe euch, wie ihr seht, das Grab machen, sprach der Bösewicht, holte dabei sein Messer hervor,

und gab jetzt erst dem Vater mehrere Stiche damit.

Derselbe, von vielen Schmerzen beängstigt, erwachte dadurch erst wieder aus seiner Betäubung, Gott! und sah seinen eignen Sohn als den grausamsten Mörder vor sich.

Knieend bat er ihn um sein Leben; aber umsonst, der Barbar, das Ungeheuer ergriff nun erst noch die Hacke, und brachte ihn damit so viele Schläge bei, bis er glaubte, daß er tod sey.

Noch nicht einmal gewiß von dem letztern überzeugt, schleppte er ihn jetzt bis zum äußersten Ende des Kirchhofs, und verscharrte ihn dort, wo man die armen Sünder begräbt, in die Erde, fest überzeugt, daß damit schon seine Schandthat bedeckt sey. Aber noch lebte ein Gott im Himmel, und dieser wußte sie demohngeachtet an das Tageslicht zu bringen: wie? werden wir gleich hören.

Nach vollbrachter Schreckensthat gieng Caspar, der schon ein ganz verhärteter Böseswicht war, so ruhig und gelassen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, wieder ins Haus

zurück. Beim Eintritt in dasselbe begegnete ihn seine Mutter, sie fragte ihn, was der Vater mache, und er gab ihr zur Antwort — er schlafe. Diese glaubte anfangs würklich, daß ihr Mann, seiner Gewohnheit nach, etwa ein Mittagsschläfchen halte, weil ihr aber, je länger dieses dauert, immer bänger ums Herz wird, so läuft sie endlich in die Oberstube des Hauses, und als sie da ihren Mann nicht findet, auf dem Gottesacker.

Natürlich kann sie ihn hier eben so wenig entdecken, da wird sie noch unruhiger, und eilt wieder in der größten Angst nach dem Hause zurück, um dort ihren Sohn zu fragen, ob er etwa den Vater nicht ausgehen gesehen.

Ehe sie aber noch das Haus erreicht, hört sie hinter sich ein schreckliches Gewinsel. Sie blickt sich nach der Gegend um, weil sie aber nichts sieht, sondern nur die Töne hört, so geht sie den letztern nach. Diese führen sie fast bis zu Ende des Kirchhofs. Hier wird sie schon von weitem gewahr, daß ihr Hund, der ihr vermuthlich, ohne daß sie es selbst wußte, gefolgt war, unter gräßlichen Heulen und

Winseln unaufhörlich in der Erde scharrt. Mehr aus Neugierde, als aus Ahnung der fürchterlichen Entdeckung, die sie hier machen wird, geht sie näher hinzu, und bemerkt jetzt nicht nur ein frisch aufgeworfenes Grab, sondern auch noch einige ganz frische Blutstropfen.

Dies macht sie aufmerksam, und sie kann jetzt den Trieb nicht widerstehen, das Grab selbst näher zu untersuchen.

Muthiger, als andre ihres Geschlechts, läuft sie, und holt Hacke und Spaten herbei. Auch an diesen entdeckt sie Blutflecken, immer höher und höher steigt ihre Angst, sie weiß gar nicht, wie sie die Erde geschwind genug umwühlen soll, sie arbeitet, daß ihr der Schweiß in großen Tropfen über das Angesicht herabrinnt.

Endlich ist sie bis zur Hälfte fertig, da entdeckt sie schon das fürchterliche Geheimniß, und zieht, wer beschreibt ihre Furcht, ihr Entsetzen, ihren erschlagenen Mann unter den Schutthaufen hervor.

Wenn sie der Blitz getroffen, oder die Hölle über sie hereingebrochen wäre, so hätte ihr nicht anders seyn können, als in diesem Augenblicke: alle ihre Glieder zitterten, ihr Puls stockte, Hacke und Spaten entsank ihrer Hand.

Es vergieng eine ziemliche Zeit, ehe sie sich wieder erholte, und soviel Kraft hatte, den Vorgang der Obrigkeit anzuzeigen.

Diese kömmt sogleich und besichtigt den Erschlagenen. Erstaunt über die Menge seiner Wunden, forscht sie sogleich nach dem Thäter. Niemand ist vor seiner Ermordung zuletzt bei ihm gewesen, als sein Sohn, auf diesem fällt also sogleich aller Verdacht. Man sucht ihn auf, er ist weder im Hause noch sonst wo anzutreffen — endlich findet man ihn in einer Gruft, wo er auf einem Sarge eben so ruhig schläft und schnarcht, wie einer der das beste Gewissen hat. Er wird jetzt geweckt, und zu dem Todten hingeführt; aber hier stellt er sich, als wenn er zum erstenmal von der That unterrichtet würde. Wer ihn hier beobachtet, kann nicht anders glauben, als daß er völlig

unschuldig sey; denn er gebehrtet sich ganz entsetzlich bei der Leiche seines Vaters, weiß nicht, wie er genug durch Thränen und Klagen seinen Schmerz ausdrücken soll, und stößt endlich sogar, um jeden recht augenscheinlich von seiner Unschuld zu überzeugen, die gräßlichsten Schwüre und Verwünschungen über den Urheber dieser abscheulichen That aus.

Indeß wird er demohngeachtet in gefängliche Verwahrung gebracht, und dabei immer von Zeit zu Zeit ins Verhör genommen. Dies erschüttert ihn zwar etwas, kann ihn aber noch immer nicht dahin bringen, sich der That schuldig zu geben. Vergebens verschwendet der Richter alle seine Kunst an ihm, vergebens bringt man ihn auf die Tortur, er ist durch nichts zum Geständniß zu zwingen. Schon will man ihn allgemein, trotz aller Anzeigen wider ihn, von dem abscheulichen Verbrechen des Vatermords freisprechen, da erwacht auf einmal in ihm die Stimme des Gewissens, die so lange geschwiegen hatte, mit so fürchterlicher Macht, daß er unaufgefordert alles bis auf den kleinsten Umstand be-

kennt, und dabei nur bittet, ihn bald sein Recht widerfahren zu lassen, damit er nicht zu lange auf der Folterbank seines Daseyns schmachten müsse.

Von diesem Augenblick an war auch alle Ruhe auf ewig aus seinem Herzen geschieden, nie, weder Tag noch Nacht kam ein Schlaf in seine Augenlieder, und wenn er ja einmal aus Schwachheit einschlummern wollte, so bestürmten seine Phantasie die fürchterlichsten Schreckbilder.

Was er in seinem Kerker gelitten, davon können folgende Strofen zeigen, die er mit blutenden Nägeln an den kalten Wänden seines Gefängnisses eingrub.

Hinweg du Schreckensbild der Hölle,
Das mich mit Vatermord bedräut,
Hier ist die blutbefleckte Stelle,
Hier starb zuerst die Dankbarkeit.

Ich Ungeheuer konnt' es wagen
In dieses Herz voll Vaterhuld
Die Tiegerklauen einzuschlagen,
Ich zahlte so der Liebe Schuld.

Um eines Mädchens Buhlertrieben
Sagt ich dem Vaterherzen ab,
Und grub, um glücklich erst zu lieben,
Der Liebe selbst das erste Grab.

Ha dreimal schändlichste der Thaten,
Die die Natur in sich verkehrt,
Der Vater ist vom Sohn verrathen,
Die ganze Menschheit ist entehrt.

Und mich, der Schande ihr gegeben,
Mich Scheusal! trägt die Erde doch,
Giebt's denn was schrecklichers als Leben,
Schont man auch des Verbrechers noch? —

Ach nein! ich muß es zehnfach büßen,
Daß man mir noch das Leben schenkt,
Die inn're Hölle, das Gewissen
Ist siedend Blei in's Herz gesenkt.

Gern wollt' ich diesen Kerker tragen,
Und lächeln bei der Kettenlast,
Erkauft ich nur mit diesen Plagen
Vom blutgem Vatergeiste Rast.

Allein da steht er im Gewande
Der Rache, scheuchet mich empor
Vom Traum' und zeigt zu meiner Schande
Die blut'gen Wunden immer vor.

Da tönt sein Seufzen meinen Ohren
Wie Donner aus des Grabes Nacht,
Da haben Blitze sich verschworen,
Zu Rächern seiner Schmach erwacht.

Ich kann ihm nicht in's Auge blicken,
Es rollt zu fürchterlich umher,
Droht mich mit Feuer zu zerstücken,
Ruht auf der Seele centnerschwer.

Ha tödte mich, nur diese Gnade,
So fleh' ich es fast stündlich an;
Allein es blitzt im stärkern Grade,
Und läßt Verzweiflung mir zur Bahn.

Bis endlich die Versöhnungsstunde
Vom grausen Rabensteine schlägt,
Da lächelt es im Henkersbunde,
Der dieses Haupt zum Schandpfahl trägt.

Schrecklich, wem seine Verbrechen so zur Verzweiflung führen, schrecklich wer nur seine letzte Beruhigung in der grausamsten Vernichtung seiner selbst finden kann.

Der unglückliche Caspar Walmor erhielt endlich, was er suchte, den Tod; aber dieser sollte erst für ihn mit den gräßlichsten Schmerzen verbunden seyn; denn so sehr sich auch der Defensor seiner annahm, so wurde er doch einmüthig durch den Ausspruch dreier Rechtsfacultäten, von unten auf gerädert.

Gleichwohl gestand er noch auf dem Blutgerüste, daß diese Strafe eine wahre Kleinigkeit für ihn sey, da er schon tausendmal mehr in dem bloßen Bewußtseyn seiner Thaten gelitten habe. Er sah auch wirklich zur höchsten Verwunderung aller Umstehenden seine Glieder vom Henker zerschmettern, und besiegelte dadurch noch im Tode die Wahrheit: So fürchterlich rächt sich die Tugend an ihren Beleidigern.

Dritte Urkunde des schreckbaren Weltlaufs.

Justizmord.

Der Name eines Richters ist gewiß jedem verehrungswerth, wenn er sich unter ihm einen Retter und Beschützer der gekränkten Unschuld denkt, er sinkt aber auch in eben dem Grade zur tiefsten Verachtung herab, wenn er selbst mit die erste Stütze der Ungerechtigkeit wird. Worauf soll nun der unterdrückte, verfolgte Bürger des Staats sein Vertrauen setzen, da ihn seine eigne Obrigkeit, die ihm zur Hülfe und Trost beigegeben ist, verläßt, ja selbst unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit als offenbare Verfolgerin gegen ihn auftritt.

Es ist gewiß, nichts beleidigt die Menschheit mehr, als eine vernachläßigte Rechtspflege,

und da, wo dieses Uebel sehr einreißt, darf man sich nicht wundern endlich so furchtbare Ereignisse zu erblicken, wie die neueste Epoche von Frankreich aufweist.

So viel als eine kleine Einleitung zum nachfolgenden.

Vor noch nicht gar zu langer Zeit, und ohngefähr in den achtziger Jahren, trug sich in dem Städtchen C. zu B. eine Geschichte zu, die unter dem dasigen Publiko große Sensation erregte.

Ein gewisses Fräulein von Leithorst daselbst wurde nach dem Tode ihres protestantischen Vaters von ihrer catholischen Mutter in ein Kloster gesteckt. Da diese Handlung mit Gewalt verbunden war, und seyn mußte, weil das Fräulein bei Lebzeiten ihres Vaters in der lutherischen Religion unterrichtet war, und zu Annahme des catholischen Glaubens keine Lust bezeugte; so wurde sie so insgeheim ausgeführt, daß fast niemand in der ganzen Stadt etwas davon erfuhr. Alles, was man wußte, bestand darin, daß das Fräulein plötzlich verschwunden war.

Etliche Jahre hatte daſſelbe im Kloſter zugebracht, da ſtarb ihre barbariſche Mutter mit Hinterlaſſung eines beträchtlichen Vermögens. Allen Rechten nach hätte nun dieſes Charlotten, ſo hieß das Fräulein, als der einzigen rechtmäßigen Erbin zufallen ſollen; allein ſtatt deſſen nahm es ein catholiſcher Verwandter von ihr aus dem Grunde an ſich, weil auf öffentliche Nachfrage in den Zeitungen aus einem Kloſter die Antwort gekommen, daß das Fräulein verſtorben ſey.

Indeß fand Charlotte, die von allen dieſem nicht das geringſte wußte, nach Verlauf von mehrern Jahren Gelegenheit aus dem Kloſter zu entkommen. Sie begab ſich unverzüglich nach ihrer Vaterſtadt, und fragte, ſobald ſie nur dort auf der Poſt abgeſtiegen war, nach ihrer Mutter.

Der Poſtmeiſter, der ſie anfangs nicht kannte, ſich aber bei mehrern bekannten Umſtänden ihrer bald erinnerte, verwunderte ſich ſehr, daß ſie den Tod derſelben noch nicht wußte, und meldete ihr ſolchen. Niemand konnte hierüber mehr betroffen ſeyn, als

Charlotte. Sie erkundigte sich sogleich nach ihrem hinterlassenen Vermögen, und erhielt jetzt die traurige Nachricht, die wir bereits wissen, daß nämlich ein Verwandter von ihr dasselbe an sich gezogen, weil der Stadtvoigt des Orts, nach öffentlich erlassener Vorladung, den Bericht von ihrem Tode aus einem Kloster erhalten haben wollte.

Man unterrichtete sie zugleich, daß ihre Mutter auf zwanzigtausend Gulden hinterlassen habe, und schilderte ihr den Stadtvoigt aus mehrern andern Fällen als einen Mann, zu dem sich eben nichts gutes zu versehen sey.

Charlotte, die nichts weniger als geneigt war, ihr rechtmäßiges Eigenthum sich entziehen zu lassen, beschloß sogleich diese Nachrichten zu benutzen, und ihr Recht weiter zu suchen. Sie begab sich jetzt in ein Privathaus, zur Frau Oberforstmeisterin von Lehrbach, einer ehemaligen guten Freundin von ihr. Unter deren gütigen Beiwürkung brachte sie nun die Sache bei den Stadtgerichten an, und bat: daß ihr Oheim, dies war der, der sie um ihr Eigenthum hatte bringen wollen,

angehalten werden möchte, die von ihrer Mutter an sich gezogene Erbschaft wieder an sie heraus zu bezahlen.

Sie bildete sich nicht ein, daß dieses so große Schwierigkeit machen würde, weil noch viele in C. waren, und unter andern auch ihre alte Amme, die sie genau kannten, so, daß also über ihre Herkunft kein Streit seyn konnte; allein der Stadtvoigt, der schon von ihren Verwandten durch einige hundert Thaler bestochen war, wußte es schon so einzurichten, daß ihr bei allen ihren gerechten Ansprüchen dennoch nichts zu Theil wurde.

Er gab ihren Gegner den Anschlag, daß er einen jungen Officier bestechen mußte, um das allerschlechteste wider sie zu zeugen, und sie als eine Person verdächtig zu machen, der man weder ihren vorgegebenen Stand, noch einen gewissen Aufenthaltsort zutrauen könne.

Bei der nun nächst veranstalteten Commission, die in der Oberforstmeisterin Hause, weil solche es verlangte, abgehalten wurde, forderte man von Charlotte eine strenge Angabe der Beweise, daß sie wirklich die sey,

für die sie sich ausgebe. Sie, die in den Rechten ganz unerfahren war, wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie die ganze Geschichte ihrer Jugend erzählte, und sich dabei auf den Pfarrer, der sie zum Abendmahl zubereitet, und ihre alte Kinderwärterin berief; allein dies diente ihr zu nichts. Der Pfarrer, der, zur Schande der Menschheit, ja der ganzen Christenheit sey es gesagt, ebenfalls bestochen war, leugnete sie zu kennen, und war dies nicht schon genug? Sollte man etwa in die Gewissenhaftigkeit eines solchen heiligen Mannes Zweifel setzen, und noch ein altes Weib, eine elende Kinderwärterin anhören? — Nein! das letztere schien ganz überflüssig. Es war ja nun schon mehr als zu ausgemacht, daß die Klägerin eine Betrügerin sey, die nur darauf ausgehe, ehrliche Leute um ihr wohlerworbenes Eigenthum zu bringen.

Der gegenwärtige Beklagte entblödete sich nicht, ihr dieses jetzt schon öffentlich ins Gesicht zu sagen. Doch wollte er, ehe er sie gänzlich verdammte, erst noch einmal sein zartes Gewissen zu verwahren suchen. Er fragte

sie zu dem Ende, ob sie nicht mit einem jungen Officier auf der Post gefahren sey? Nein! antwortete sie, weil sie sonst eine Unwahrheit hätte sagen müssen.

In demselben Augenblick trat aber jener bestochene Officier wie ein wüthender Mensch herein, setzte ihr den Degen auf die Brust, er konnte dies hier eher, als anderswo, weil es nicht an Gerichtsstätte war, und schrie dabei: Was, Niederträchtige! du leugnest noch, bist du nicht die und die Canaille, die dort auf der Post mit mir zu thun hatte.

Eine solche Behandlungsart hätte wohl den beherztesten Mann aus der Fassung bringen können, geschweige denn ein schwaches Mädchen. Kein Wunder, wenn daher Charlotte so erschrocken war, daß sie gar nicht wußte, was sie sagen sollte.

Ihre Verlegenheit benutzt der Officier nur noch mehr, er dringt noch heftiger mit Worten in sie, und fängt dabei an, sie sogar leise mit dem Degen zu durchbohren.

Nun entweicht ihre ganze Geistes- und Körperkraft, sie ist ihrer selbst nicht mehr

mächtig, fällt zur Erde und ruft dabei von allen verlassen, ganz ausflucht sleer, im Gefühle der äußersten Angst und des Entsetzens: was kann ich gegen einen Wüthrich, gegen eine Stube voll Tirannen? — Gesteh, gesteh, schreit der Officier noch einmal, und sie erwiedert jetzt: Ja, ich bins, weil ihr es so wollt, und weil ich es seyn muß.

Da sehen sie ja, sprach nun der Schuldner, daß sie eine Straßenhure ist. Fort mit ihr, ich bitte, daß man sie in die Frohnveste führe, damit sie für ihre Beschimpfung so angesehener Familien bestraft werde.

Dies geschah auch, man führte sie dahin und verwahrte sie dort bei Wasser und Brod.

Das wenige Geld, welches sie aus dem Kloster mitgebracht hatte, nahm man ihr, und war Willens es als gestohlnes Gut, sobald man sie fortgeschafft hätte, unter sich zu theilen.

Bis hieher gieng alles gut; aber nun brachten die Jäger und Bedienten der Oberforstmeisterin das ganze ungerechte Verfahren vor die Ohren der Gemeinde, und diese hielt

sich nicht verbunden, dazu still zu schweigen. Sie erregte einen Aufruhr, umgab die Wohnung des Stadtvoigts, und bestand darauf, die Unschuldige wieder auf freien Fuß zu stellen.

Auch ließ sie dem geflohenen Schuldner und Officier nachsetzen, um solche als Erzbetrüger entweder lebendig oder tod zurückzubringen.

In beiden Fällen war aber ihre Mühe umsonst, die letztern hatten sich schon an einem Ort geflüchtet, wo sie vor ihrer Rache sicher waren, und der Stadtvoigt war ein so böser Mensch, daß er auch auf die Stimme einer ganzen Gemeinde nach Gerechtigkeit nicht achtete. Er hatte schon einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit seinen schlechten Charakter bewiesen, und zwei offenbar Unschuldige durch falsche Berichte aufs Schaffot gebracht, also war ihm auch dieses hier eine Kleinigkeit.

Blos um die aufrührerische Gemeinde zu befriedigen, und sie von fernern Exzessen abzu-

halten, versprach er Charlotten in einigen Stunden loszulassen.

Hierdurch wurde die Ruhe wieder in etwas hergestellt; allein die Frohnveste hielt doch eine starke Anzahl Bürger besetzt, weil man dem Versprechen noch nicht ganz traute.

Indeß nahm der Stadtvoigt den Vorwandt, als wenn er erst der Sache wegen noch zur Regierung nach B. müßte und entfernte sich.

Als er wieder kam, sagte er, daß die Loslassung zwar gewiß sey; allein vorerst noch so lange Anstand haben müsse, bis Resolution von der Regierung käme.

Weil aber diese etwas lange ausblieb, so wandte sich die Gemeinde einstweilen durch Deputirte an den sehr rechtschaffenen Prediger der Stadt, Herrn S., und ließ ihn bitten, sich doch als ein geistlicher Seelenhirt und Beistand der Unglücklichen auch der armen, bedrängten Charlotte, wenigstens in ihrem Kerker, anzunehmen.

Derselbe that auch von seiner Seite, was nur in seinen Kräften stand.

Er schickte noch denselbigen Tag an den Stadtvoigt, und ließ sich die Schlüssel zur Frohnveste ausbitten, weil er Charlotten einigen geistlichen Zuspruch ertheilen wolle. Dieser, als der grausamste Unmensch, schlug ihm solche ab.

Sogleich sandte er einen Boten an das Consistorium. Derselbe brachte zurück, daß auf Befehl der Regierung dem Geistlichen, Charlottens Zuspruch wegen, die Thüre zu ihr eröffnet werden solle, so oft er es begehre.

Nun konnte der Stadtvoigt nicht länger Widerstand leisten.

Der Geistliche gieng jetzt zu Charlotten und sammelte aus ihrem eigenen Munde die Beweise für ihre Unschuld und rechtmäßige Herkunft als ein Fräulein von Leuthorst.

Es waren deren mehr als zwanzig der stärksten und unverwerflichsten.

Versehen mit ihnen trat er nun den nächsten Sonntag auf, und hielt eine der nachdrücklichsten Predigten. Ganz beseelt für das süße Geschäft die Unschuld zu retten, sprach er mit allem Feuer der Beredtsamkeit für Char-

sottens gerechte Sache, und rügte die Saumseligkeit, mit der man sie noch immer im Kerker schmachten lasse.

Der Stadtvoigt war selbst in der Kirche, er schien nicht nur beschämt, sondern auch gerührt zu seyn, und versprach, als die Predigt geendigt war, die Inhaftirte noch denselben Tag loszugeben, wenn man nur auf alle gewaltsame Mittel Verzicht leisten, und die Besatzung von der Frohnveste einziehen wolle.

Die Gemeinde gab auch in diesem Stücke nach, und hoffte nun mit jeder Stunde, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehen würde; allein den Tag über geschah nichts, und als der Abend hereinbrach, so kam eine Chaise, welche Charlotten heimlich ins Zuchthaus nach B. abführte, wozu ihr eigner Oheim das Geld hergegeben hatte.

Das arme, unschuldige Mädchen wurde nun aufs neue gequält, man mißhandelte sie sogar mit Schlägen, und da jetzt niemand war, der sich ihrer annahm, weil man nicht einmal ihren Aufenthalt wußte, so wußte sie

endlich mit den grausamsten Martern unter der Hand ihrer Peiniger den Geist aufgeben.

Es ist ohngefähr ein Jahr, daß ich ihren Grabhügel sah. Ich weiß nicht, wie mir wurde, als ich dabei an ihr Schicksal, an die Grausamkeit der Menschen dachte. Die Stimmung meiner Seele war eine der traurigsten.

Ich zog in derselben ein Papier aus meiner Tasche, und entwarf darauf laut meine Klagen um die gemordete Unschuld in folgenden Strophen.

Weine holder Genius der Unschuld,
Weine, denn die Hölle hat gesiegt,
Und die Tugend sank im himmlischen Gewande,
Ohne Rettung blutend, zu der Menschheit Schande,
Von des Lasters Dolchen, ungerügt.

Henker knickten lächelnd eine Rose,
Die der schönste Lebensmai gebahr,
Teufel würgten höhnisch unter matten Ringen
Einen sanften Engel in der Bosheit Schlingen
Seufzend an der Rechte Hochaltar.

Noch seh' ich die Tugend auf den Knien
Wie sie um des Lasters Schonung fleht,
Seh' ihr mildes Auge sich mit Thränen füllen,
Ach ein Anblick werth der Hölle Zorn zu stillen,
Doch von Menschenherzen kalt verschmäht.

Bebend laß ich hier den Vorhang sinken,
Eine Lücke hat das Schöpfungsall,

Ausgebrochen ist das Triebrad guter Thaten,
Frech die Hölle in den Himmel eingeladen,
Keine Tugend sicher vor den Fall.

Laßt die Menschheit still zu Grabe
gehen,
Unberühret von der Seeligkeit,
Nie wird doch der Lohn von tausend bes-
sern Welten.
Der gekränkten Unschuld kleinsten Schmerz
vergelten,
Diese Wunde brennt in Ewigkeit.

Büße immer, büß im frühen Staube
O Charlotte! deine Tugend ab,
Zum Verbrechen ward dein himmlisches
Bestreben,
Bösewichtern ward der Lohn dafür gege-
ben,
Hohngelächter folgte dir in's Grab.

Nimmer wähnte deine Engelsseele
Von der Zukunft diesen harten-Streich,
Sterbend noch versöhnte sie sich mit den Sternen
Wollte dort den Himmel besser kennen lernen,
Und der Himmel — sank in's Todenreich.

Vierte Urkunde des schreckbaren Weltlaufs.

Der Marquis von Rimieux.

Ein junger Ritter von vornehmer Geburt und edlem Herzen besuchte einst in den Zeiten des Mittelalters in Europa ein Krankenspital, um die Einrichtung desselben kennen zu lernen. Er ließ sich von dem Aufseher gegen ein gutes Trankgeld alle Gemächer zeigen, beschenkte die Kranken zum Theil, und wollte, da er seine Neugierde gestillt hatte, wieder weggehen, als der Aufwärter ihn noch befragte, ob er nicht auch das Tollhaus mit ansehen wolle. Warum nicht, antwortete er, und ließ sich dahin führen.

Der Aufwärter wollte ihm die Narrenkeuchen aufsperren; weil er aber die Schlüssel dazu vergessen hatte, so mußte sich Rumforst, dies war der Name unsers Ritters, so lange gedulten, bis er sie herbeiholte.

Es dauerte dies etwas lang, und Rumforst, dem die Zeit zu lange wurde, näherte sich einstweilen einem Kerkerchen, und machte den Schub auf, durch welchen man den hier eingesperrten Unglücklichen die Speißen reicht. Er konnte der Neugierde nicht widerstehen, den Bejammernswürdigen zu sehen, der dieses dunkle Loch bewohnte.

Nicht ohne Zagen wegen des Gefahrvollen seines Unternehmens blickte er hinein, wie groß war aber sein Erstaunen, als er einen schönen, jungen Mann zu Gesichte bekam, dessen ruhige Miene nicht die geringsten Spuren von Raserei, oder etwas Feindlichen gegen seine Mitmenschen verrieth.

Er war zwar bleich, und auf seiner Stirne konnte man den Gram ziemlich deutlich ausgedrückt lesen; allein trotz dieser sichtbaren Verwüstung ließen sich doch gewisse edle Züge an

ihm nicht verkennen. Er nahete sich unserm Fremden und redete ihn also an: Wenn du ein Mensch bist, und noch menschliches Gefühl für die Leiden deiner Mitbrüder hast, so höre mich an. Ich bin ein Unglücklicher, aber kein Narr. Trage nur Sorge, daß ich mit dir einige Augenblicke allein seyn kann. Die Ankunft des Kerkerknechts verhinderte ihn weiter zu sprechen.

Rumforts ganze Seele war bei dieser Entdeckung in der fürchterlichsten Aufwallung; denn er hatte ein edles Herz und konnte nicht sehen, wenn andre im Kleinen unschuldig litten, geschweige, wenn sie, wie hier, auf eine so grausame Weise gemißhandelt wurden.

Er stand eine ziemliche Zeit ganz betäubt, und dachte auf Mittel den Unglücklichen zu sprechen. Endlich sagte er zum Aufwärter, was für ein Unglücklicher ist denn in diesem Kerker verschlossen?

Das ist einer der schlimmsten Narren, versetzte dieser. Er war Kammerdiener bei einem Marquis. Sie können nicht glauben, wie böse derselbe ist, man muß ihm das Wasser und die Speisen auf einem langen, eisernen Löffel

reichen. Das wäre doch sonderbar, erwiederte Rumforst etwas erstaunt, warum ist er denn heute so still? Ich kann mir das selbst nicht recht erklären, versetzte der Kerkerknecht, vielleicht ist das Wetter daran schuld. Ueberhaupt aber, fügte er hinzu, muß ich sagen, daß ich hier wegen meines kurzen Daseyns wenig Bescheid geben kann, ich selbst habe noch nicht viel Lerm von ihm gehört; allein so viel weiß ich doch, daß er täglich Früh und Abends seine richtige Bastonade bekommt. Wie, sagte Rumforst, auch noch Schläge erhält dieser Mensch, das ist doch in der That zu hart; ich dächte, wenn der Narr still wäre, so könnte man ihn auch in Ruhe lassen. Ich handle nach meinem Auftrag, antwortete der Knecht.

Das weiß ich, fuhr Rumforst, dem die Sache immer verdächtiger vorkam, fort; aber Freund, mir fällt etwas bei, ich habe auf meiner Länderreise ein Mittel kennen gelernt, auch die wüthendsten Narren zu besänftigen, ich möchte gerne davon eine Probe machen. Wollt ihr mir wohl den Kerker gegen gute Bezahlung aufschließen?

Um Gotteswillen, Herr! schrie der Aufwärter, lassen sie das seyn, der Narr könnte sie erwürgen. Das ist meine Sorge, erwiederte der Ritter, und gab ihm zwei Ducaten, daß er nur aufmachen möchte.

Der Kerkerknecht ließ sich bewegen, eröffnete die Keuche, und Rumforst trat nun zu den Unglücklichen hinein. Sperr zu, sagte er dem Kerkerwärter, als er hinein war, und komm nach Verlauf einer Stunde wieder, ich will dir alles reichlich vergelten, nur mußt du schweigen.

Rumforst war also jetzt bei dem Narren allein in der Keuche. Wie der Kerkerknecht fort war, so überdachte er erst seine Unbedachtsamkeit, die Furcht fieng an sich seines Herzens zu bemeistern, und er zitterte am ganzen Leibe.

Als dies der Unglückliche bemerkte, suchte er ihn sogleich zu beruhigen, und sprach: Guter Mann, fürchten sie nichts, ich habe ihnen schon einmal gesagt, daß ich kein Narr bin, und wiederhole es ihnen hier nochmals. Man behandelt mich zwar täglich als einen

solchen, schlägt mich gleich dem ärgsten Böse-wicht; aber ich bin so unschuldig, wie sie.

Bei diesen Worten verschwand alle Furcht in Rumfords Seele, er umarmte den Unglück-lichen, und sank mit ihm auf sein faules Strohlager nieder.

Ach wie wohl thut es mir, fieng dabei der Elende an, endlich nach einem Umlauf von vier Jahren wieder einen Menschen zu erblicken, seit dieser ganzen Zeit wurde ich von Thieren nur wie ein unvernünftiges Thier behandelt. Denken sie sich, edler Unbekannter, meinen Zustand, ich bekomme täglich Morgens und Abends zehn Karbatschenstreiche, und habe da-her seit meiner Gefangenschaft schon neun und zwanzig tausend dreihundert Streiche empfan-gen, die ich hier an der Wand mit meinen Nägeln zum furchtbaren Denkmal aufgezeichnet habe. Was mich beinahe zur Verzweiflung brachte, war, daß mir gar keine Hoffnung übrig blieb, aus meinem Elende erlöset zu werden. Säße ich wie ein anderer durch den Ausspruch der Gerechtigkeit gefangen, so hätte man mich doch angehört; so aber bin ich der

Beklagenswürdigste aller Menschen. Hören sie nur meine Geschichte.

Ich war Kammerdiener bei dem Marquis von Rimieur. Schon von meiner frühen Jugend an wuchs ich mit demselben auf, und war immer um den Undankbaren. Ich machte mit ihm eine Reise durch ganz Europa, zog ihn aus tausend Gefahren; aber wer vergißt so leicht den Dank als die Großen.

Der Marquis gerieth in schlimme Gesellschaft, er brachte fast sein ganzes Vermögen durch, und da er endlich nicht weiter wußte sein äußeres Ansehen aufrecht zu erhalten, so verfiel er auf die schwärzesten Unthaten und Laster.

Er hatte einen reichen Vetter, dessen Güter, wenn er ohne Erben verstarb, auf ihn fielen.

Nun hatte aber dieser Vetter einen hoffnungsvollen Sohn, dessen blühendes Alter die eigennützigen Hoffnungen meines Herrn vereitelte. Dieser mußte also erst aus dem Wege geräumt werden, ehe der Marquis zum Besitz

des ganzen Vermögens gelangen konnte. Er faßte dazu den abscheulichen Anschlag.

Schrecklich ist mir noch, wenn ich daran denke, die Stunde, in der er ihn auszuführen suchte.

Es war eine finstere Nacht, und der Sturmwind brauste gräßlich an den hohen Thürmen des Schlosses durch den Tannenwald. Ich war im Bette, und die Nachtlampe schien traurig auf einen Tisch, als gähling sich mein Zimmer öffnete, und der Marquis ganz angekleidet und reisefertig hereintrat.

Jacob! schrie er, du warst mein Freund, hilf mir nun mein Glück vollenden. Du weißt, wenn der junge Graf tod ist, bin ich der einzige Erbe eines sehr beträchtlichen Vermögens. Es ist eine erwünschte Gelegenheit da, ihn aus dem Wege zu räumen. Derselbe hat sich auf der Jagd verspätet, das stürmische Wetter nöthigte ihn in einer Schäferhütte zu übernachten. Es ist alles ausgespürt. Komm nur, theurer, alter Freund, und hilf mir mein Glück vollenden. Es ist hier gar keine Gefahr zu besorgen, du weißt, in der Gegend giebt es immer Wildschützen,

man wird glauben. — Erschrecklich, rief ich aus, was wollen sie thun? — Nein, Herr! zu solchen Bubenstücken laß ich mich nicht gebrauchen. Du willst also nicht, schrie der Marquis ganz wüthend, du willst nicht! — Wohl! — ich will dich jetzt nicht dazu zwingen; aber du sollst fühlen, was es heißt mir zu widersprechen. — Er sagte dies, und gieng fort.

Nach zwei Stunden kam er wieder mit gräßlich verzerrtem Gesichte, zerstreuten Haaren und blutenden Händen, ganz wie ein Mörder, zurück. Angelo, ein Bandit, war an seiner Seite — und die That war schon vollbracht.

Nun kömmt die Reihe an dich, rief der Marquis mir zu. Meine Sicherheit foderte, daß ich dir deine Zunge aus dem Rachen risse, damit du das Geheimniß nicht verrathen kannst. Ich könnte dich tödten! aber das will ich nicht. Du bist ein Tugendnarr und — gehörst ins Tollhaus.

Gleich den andern Tag darauf früh am Morgen wurde ich wie ein Bösewicht geschlossen, und für einen Menschen ausgegeben, der

wüthend geworden sey. Die Sache recht wahrscheinlich zu machen, ließ man mir an Händen und Füßen zur Ader, und goß mir die hitzigsten Getränke ein. Als man mich auf diese Weise dem Zustande eines Rasenden so ziemlich nahe gebracht hatte, wurde ich unter Begleitung des Angelo um Mitternacht in das Tollhaus gebracht, und seit der ganzen Zeit behandelt man mich immer wie einen Narren.

Was ich auch sage, so ist doch alles vergebens; denn der Marquis traf die Veranstaltung schon so, daß, wenn ich nur ein Wort sprach, man dieses schon als ein Zeichen meines mich anwandelnden Paroxismus ansah, und dann wurde ich nur desto erbärmlicher geschlagen.

Der gefühlvolle Rumforst vergoß bei dieser Erzählung die häufigsten Thränen, sein Herz blutete ihm, wenn er an die Lage des Unglücklichen dachte, und er versprach demselben Unterstützung, wenn es auch sein Leben kosten sollte.

Gehen sie nur, sprach dieser, zum Stadthalter, der ist ein billiger Mann, er wird gewiß ihnen und mir helfen.

Unter diesem Gespräch war die Stunde verflossen, der Kerkerknecht kam wieder und eröffnete die Thür.

Mit beklommner Seele, voll der tiefsten Rührung verließ Rumforst den Unglücklichen, und bezahlte reichlich den Aufwärter.

Seine erste Sorge war nun den Stadthalter zu sprechen. Es gelang ihm. Er erzählte demselben den ganzen Vorfall, und solcher schien äußerst gerührt zu seyn. Man wird Mittel machen, sagte er beim Schlusse; beobachten sie indeß über die ganze Sache ein tiefes Stillschweigen, wenn es Zeit ist, will ich sie abholen lassen.

Rumforst verließ den Stadthalter, den er bei einer so menschenfreundlichen Zusicherung für den besten Mann hielt, mit dem größten Gefühle der Dankbarkeit, und konnte kaum die Zeit erwarten, wo das Versprechen in Erfüllung gehen sollte.

Endlich, nach drei Tagen, kam des Abends, da Rumforst ganz allein auf seinem Zimmer war, eine Kutsche vor den Gasthof, worer sich einlogirt hatte. Es wurde geschellt, unser Ritter sah zum Fenster hinaus, und es war das abgeredete Signal des Stadthelters. Wie ein Pfeil flog er zur Kutsche, ohne die geringste Bewaffnung; denn was hatte er bei einem Stadthalter, einem Vorstande der Justiz befürchten können? Die Kutsche fuhr fort, wie unruhig war aber Rumforst, als er den Stadthalter in der Kutsche nicht sah. Bei dem blassen Scheine der Laternen entdeckte er statt dessen nur drei schwarzgekleidete Männer mit Masquen.

Seine Unruhe stieg aufs höchste, als ihm eine von diesen Personen die Augen verband, und die andere ihm ein Stilet mit den Worten auf die Brust setzte: Wenn sie nur den geringsten Lerm machen, so sind sie des Todes.

Gegen vier Stunden rasselte die Kutsche fort, als sie endlich halt machte.

Rumforst wurde mit verbundenen Augen aus der Kutsche gehoben, man trug ihn über

etliche Treppen hinunter, warf ihn dann in einem Winkel, und ließ ihn so liegen.

An dem Klirren der eisernen Thüren hörte er, daß er in einem Kerker seyn müsse. Man kann sich denken, welche Empfindungen bei dieser Entdeckung in seiner Seele vorgiengen, und doch mußte er vier und zwanzig Stunden in dieser traurigen Situation zubringen. Nach Verlauf derselben hörte er erst ein Gerassel an der eisernen Thüre. Man kam herein, und nahm ihm zu seinen größten Erstaunen die Binde vom Auge. Jezt erkannte er erst, wo er war. Ein gräßliches Gewölbe mit düstern Fackeln erleuchtet, schreckte sein Auge. Noch hatte er sich von seiner Furcht nicht erholt, als vier vermummte, schwarzgekleidete Männer ihn in ein noch gräßlicheres unterirdisches Gewölbe führten. Da waren schwarze Stühle, und ein Tisch mit einem Sargtuche bedeckt.

Mitten unter dieser grauenvollen Vermummung war der Stadthalter und rief dem erschrockenen Rumforst zu: Elender! lerne mich kennen, ich bin nicht der, für den du mich hältst, eine falsche Meinung hat dich und

deine Gehülfen verleitet zu glauben, als ob noch mein Vorfahrer an meiner Stelle wäre, und ihr habt euch mir ohne Rückhalt anvertraut. Dies war sehr gut für mich; denn ich selbst war der Marquis, der den Grafen tödete. Nun kenne ich euch, und, da ich euch in meiner Gewalt habe, so sollt ihr auch meinen ganzen Zorn fühlen.

In demselben Augenblick wurde ein schwarzer Vorhang aufgerissen, der zur rechten Seite vorgezogen war.

Rumforst sank ohnmächtig nieder, als er den unglücklichen Kammerdiener mit dem Kerkerknecht erblickte, der ihn zu denselben geführt hatte, und sah, wie ihnen der Henker die Köpfe vom Rumpfe hieb.

Sieh! rief der Stadthalter dem halbtoden Rumforst zu, sieh, das ist meine Rache! meine Selbsterhaltung heischt diese Vorsorge. Du selbst wirst einsehen, daß meine Thaten tiefes Stillschweigen erfodern. Eben dieses erlaubt mir aber auch nicht, dir ferner mehr Freiheit zu vergönnen. Töden will ich dich nicht, aber in einen funfzig Klafter tiefen Brunnen, der

in diesen Felsen gehauen ist, will ich dich zu tiefest hinabsenken, und diese zwei todten Körper zu dir hinabwerfen lassen, damit du eine Unterhaltung haben kannst. Die Todten werden weder dich noch mich verrathen, und die Nahrung, wie du siehst, geht dir ja auch nicht aus. Wenn du deinen Durst so gut stillen kannst, wie deinen Hunger, so bist du ja glücklich genug.

Rumforst konnte vor tiefer Betrübniß und Empörung gegen diese Grausamkeiten kein Wort sprechen. Es war ihm wie einem der in einem schweren Traume liegt: — er erwachte erst aus seiner Betäubung, als er schon in die Tiefe des Brunnens versenkt war, und die todten Körper des Kammerdieners und Krankenwärters bei sich sah.

Ha, wo bin ich! rief er aus: in einer Räuberburg, unter den Grausamsten aller Mörder, bei Tirannen, die ordentlich die Kunst studiert haben, die Menschheit zu martern! — Hier an diesem abscheulichen Orte, wo mir jede Minute des Daseyns zur furchtbarsten Quaal wird, wo ich zehnfach lebendig tod bin,

hier soll ich also ohne Hülfe, ohne Rettung verschmachten. Schrecklich! wenn ich mir die Zukunft denke, diese todten Körper werden verwesen, und ihr ekelnder Gestank wird die Ursache meines Todes seyn. Menschen, Menschen, wo ist noch eine Spur des erhabenen Namens, den ihr an euch tragt? — Seid ihr wohl mehr als die grausamsten Thiere? — Nein! kein Tiger ist so grausam, kein Panther so unbarmherzig! nichts erreicht euer gräßliches Ideal, als die furchtbare Vernunft eines Teufels. —

Nach diesen Ausdrücken des Schmerzes sank der unglückliche Rumforst ganz entkräftet auf die todten Körper hin. Die Ermattung seiner Kräfte zog ihn einen Schlummer zu, der ihn auf einige Zeit seine Leiden vergessen machte. Wie er aber wieder erwachte, so erwachten auch diese mit ihm in doppelter Größe. Mit jedem Tage vermehrte sich sein Unglück.

Vier Tage hatte er bereits in diesem Felsenbrunnen verlebt, als sich der Hunger bei ihm mit allen seinen furchtbaren Quaalen einstellte.

Er würde gewiß schon hier seinen Geist haben aufgeben müssen, wenn ihn nicht noch der Salpeter, der an den Felsen klebte, und den er mit matter Zunge von den Steinen leckte, zu einiger Nahrung gedient hätte.

Dies war aber nur eine kurze Nothfrist, und mit jeder Minute verschlimmerte sich seine Lage.

Nach und nach fiengen die todten Körper an in Fäulniß überzugehen, und nun fühlte erst Rumforst das ganze Schreckliche seines Zustandes. Der modernde Leichengeruch seiner todten Gesellschafter wurde ihm fast unerträglich und doch sah er nirgends weder Hülfe noch Rettung. — Gott, rief er jezt aus, was hab ich verschuldet, daß du mich so leiden läßt, ist es denn ein Verbrechen einen ungerecht Unterdrückten retten zu wollen? ha! wenn dies der Lohn der Tugend ist, so wünschte ich selbst der erste Lasterhafte zu seyn. —

Indem er so sprach, hörte er ein Geräusch neben sich. Eine nähere Untersuchung belehrte ihn bald, daß solches von einem Fuchse kam,

den der Gestank der faulenden Körper herbeigelockt hatte.

Ach! dachte er gleich bei sich, dieses Thier muß eine Oeffnung gehabt haben, wodurch es hereingekommen ist. Neuer Muth kehrte in seine schon halb verzweifelte Seele zurück; er kroch um den ganzen Zirkel des Brunnens, und kam endlich zu einem Loch.

So geringer Anschein auch war, hier durch zu kommen, so machte er doch einen Versuch.

Er arbeitete die Steine mit blutenden Händen weg, und machte sich eine Oeffnung, wo er mit Mühe durchkommen konnte. In diese zwang er sich hinein, und mit tausend Schwürigkeiten gelang es ihm endlich, daß er nach einem eine halbe Stunde lang gemachten mühsamen Weg zu einer Fuchshöhle herauskam, die in einer abgelegenen Wüstenei war.

Kein Mensch ist im Stande das Entzücken zu schildern, das Rumforst empfand, als er auf einmal wieder das helle Tageslicht erblickte. Es war ihm wie einem der aus der Hölle erlöst wird, oder vom tiefsten Grabesschlummer

erwacht, wo für ihn schon aller Trost zur Errettung verloren war.

Dankbar blickte er zum Himmel, wenn er an seine wunderbare Befreiung dachte. Er sah sich jetzt um, und fand nicht nur eine Quelle, woraus er seinen Durst löschen, sondern auch Wachholderbeeren, womit er seinen Hunger stillen konnte, ein Mahl, was er zu anderer Zeit wenig geachtet haben würde, das ihn aber jetzt köstlicher vorkam, als Ambrosia und Nectar.

Hierdurch wieder etwas gestärkt, legte er sich unter einen Baum, und entschlummerte so sanft, wie kein König auf seinem seidenen Polster. Keine Furcht trübte mehr seine Seele; er hörte zwar am Abend Wölfe heulen, er glaubte aber Engelsstimmen zu hören, und zitterte bei keinem Gebrülle wilder Thiere, als nur bei der Stimme der Menschen.

Rimieux lebte indeß sein wildes Leben voller Wollüste und Schandthaten fort, sein an Laster gewöhntes Herz häufte Bosheiten auf Bosheiten, und war wenigstens dem Scheine

nach, ungeachtet aller seiner bösen Thaten, ganz ruhig.

Acht Tage nachher, als er Rumforst in die Cisterne hatte werfen lassen, ließ er nachsehen, ob derselbe noch lebte, und da man nichts mehr von ihm hörte; sondern ein abscheulicher Gestank aus dem Brunnen aufstieg, so war man seines Todes mehr als gewiß.

Es war an einem Morgen und die Sonne stieg prächtig über die Berge herauf, als der Marquis noch bei brennenden Kerzen, unter lauten Lachen an der Seite seiner Maitressen saß.

Kein Gedanke kam in seine Seele, daß ihn jemand in diesen wollüstigen Vergnügen stören werde, als er auf einmal die unvermuthete Nachricht erhielt, daß er von einem Unbekannten, nach den Regeln der Ritterschaft, zum Zweikampf sey aufgefordert worden. Er erschrack, konnte aber Ehrenhalber die Einladung nicht abschlagen.

Der Tag des Zweikampfes erschien. Mit Ungeduld harrte man auf dem Augenblick, wo die Kämpfenden auftreten würden; allein schon

war das zweite Zeichen zum Streite gegeben, und Rimieux fand sich noch nicht ein. Jetzt verdoppelte sich die Ungeduld. Die Trommel wurde zum drittenmal gerührt, da erschien der Mann auf der Stelle.

Ich klage dich, sprach er zum Marquis, der abscheulichsten Mordthaten und Grausamkeiten, die nur in der Natur seyn können, an. Hast du Muth, sie zu verneinen, so will ich sie dir durch mein Schwerdt beweisen.

Der Kampf begann, und war auch sehr bald entschieden. Der Unbekannte siegte, und der Marquis stürzte mit Wunden bedeckt zur Erde.

In diesem Augenblicke zog der Marquis den Helm vom Gesichte. Kennst du mich, Ungeheuer, schrie er ihm zu, ich bin ein Rächer des Himmels, und zugleich das Mittel deine Schandthaten ans Tageslicht zu bringen. Noch ins sterbende Ohr will ich dir schreien, daß du ein Abschaum der Erde, der größte Böswicht bist.

Schrecken durchbebte den Marquis, er fühlte das herannahende Ende seines Lebens,

und machte ein Geständniß seiner Missethaten. Es war seiner werth, und er besiegelte es noch durch seinen Tod, denn er starb in Verzweiflung. Seine Güter wurden eingezogen, sein Raubschloß verbrannt, und sein Vermögen durch die Gesetze der Ritterschaft dem tapfern und edlen Ritter Rumforst zuerkannt. —

Wie gering war aber diese Belohnung der Tugend, und wie groß bleibt immer noch der Triumph des Lasters? Der brave Ritter Rumforst erhielt für alle seine ausgestandenen Leiden, für seine edle Aufopferung zum Besten der Unschuld nichts weiter — als einen siechen Körper, mit einem geringen Zuwachs äußerer Glücksgüter, und was wurde denn dem schändlichen Marquis zum Theil? Dieser hatte sein ganzes Leben in Lastern und Schandthaten hingebracht, hatte so viele durch Hinterlist ermordet und unglücklich gemacht, und sein Loos war, daß er endlich in offner Fehde auf dem Wege des Rechts, wie oft der bravste Ritter fiel. Wie leicht hätte es kommen können, daß er hier, wo alles auf Ueberlegenheit der Kräfte ankam, noch dazu den Sieg davon getragen

hätte, und wenn auch dieses nicht wäre, wie geschwind und leicht war die Art seines Todes? Der unglückliche Kammerdiener und Kerkerknecht hatten ein weit schwereres Sterben. Wer ersetzte diesen ihr vielfaches Leiden? ist nicht auch ihr trauriges Verhängniß ein neuer Beitrag zu den Geburtsstunden der Hölle auf Erden? —

Fünfte

Fünfte Urkunde des schreckbaren Weltlaufs.

Die Brüder.

Wenn ein Bruder dem andern, der ihn mit den größten Wohlthaten überhäuft, der mehr noch an ihm thut, als Bruderpflicht heischt, ganz uneingedenk seiner Verbindlichkeiten mit schwarzem Undanke lohnt, so zeigt dies gewiß den höchsten Grad von Verdorbenheit der Seele an. Dies war auch der Fall bei Joseph Hülfreich, wie wir sogleich aus seiner Lebensbeschreibung sehen werden.

Er war einer der wohlhabensten Kaufleute. Der große Antheil des Vermögens, den er beim Tode seiner Eltern, wie sein anderer noch lebender Bruder Carl, erhielt, setzte ihn

in Stand, seine Handlungsgeschäfte immer mehr und mehr zu erweitern, und dadurch in den größten Flor zu kommen.

Er hatte auch in der That schon dazu den besten Anfang gemacht; allein seine große Prachtliebe und ausschweifende Lebensart vernichteten bald alle diese schöne Hoffnungen.

Sein obschon ansehnlicher Verdienst wollte nicht mehr hinreichen, eine Menge unnöthiger Ausgaben zu bestreiten. Nun liebte er auch die Bequemlichkeit, wurde nach und nach lässig in seinen Geschäften, und überließ alles seinen Handlungsdienern, die denn auch dieses zu benutzen wußten, und ihn immer weidlich betrogen. Hierdurch kam er natürlich von Jahr zu Jahr in immer größern Verfall seines Vermögens, bis er sich endlich vor seinen vielen Gläubigern nicht mehr retten konnte, und sich daher genöthigt sah bonis zu cediren.

Jetzt giengen ihm erst die Augen auf, und mit Schrecken wurde er gewahr, daß er nicht nur sich, sondern auch seine ganze Familie, denn er hatte auch Weib und Kinder, äußerst unglücklich gemacht hatte.

Was sollte er nun in seinem Elende beginnen? — Er hatte noch einen Bruder, der sich in sehr guten Umständen befand; dieser konnte sich wohl seiner annehmen; allein war es auch gewiß, daß er dies thun würde, da er ihn noch in bessern Verhältnissen so oft brüderlich ermahnt und ihn die Gefahren seines unordentlichen Lebens vorgestellt hatte, und da er wußte, daß er, der jetzt Hülfe suchte, ganz allein an seinem Unglücke schuld war? —

Er beschloß einen Versuch zu machen, und gieng an ihn.

Carl Hülfreich hatte eine viel zu edle Seele, als daß ihm nicht der elende Zustand seines Bruders hätte zu Herzen gehen sollen. Wußte er schon, daß dieser an seinem Leiden allein Schuld war, so hatte er doch vor jetzt nur sein Elend vor Augen, und wollte weder ihm, noch seine Familie dem Kummer und der öffentlichen Schande Preiß geben.

Er nahm ihn daher, da er selbst nur eine Frau und keine Kinder hatte, mit allen den Seinigen in sein Haus, und unterstützte ihn gegen eine geringe Beihülfe in seinen Hand-

lungsgeschäften, so, daß er noch immer auf eine standesmäßige Art leben konnte.

Es lag in seinem Plane noch mehr für ihn zu thun, weil er aber noch keine deutliche Proben von seiner Besserung hatte, so mußte er dieses noch einige Zeit verschieben. Indeß ließ er bei seiner Freigebigkeit nie eine verdrüßliche Miene blicken, geschweige, daß er seinen Bruder Vorwürfe gemacht hätte, wie bei so vielen oft der Fall ist. Alles, was er that, bestand blos darinnen, daß er denselben zuweilen in einem ganz freundschaftlichen und brüderlichen Tone zu einem seiner und der Menschheit würdigen Betragen ermahnte.

Joseph schien auch diese Liebe und wohlmeinende Vorstellungen zu erkennen, und führte seit dieser Zeit ein ganz sittliches und eingeschränktes Leben. Jeder, der jetzt seine Pünktlichkeit in öffentlichen Geschäften sah, bewunderte ihn, und sein ökonomisches Verhalten konnte man nur höchstens etwas von der Seite des Geizes tadeln, in welchem es zuweilen auszuarten schien.

Carl, der alles dieses nur zu wohl bemerkt hatte, hielt ihn jetzt so gebessert, daß er nun kein Bedenken mehr trug, die längst gehabte Absicht mit ihm auszuführen, und ihn als einen Compagnon in seine Handlung annahm.

Nur zu bald mußte er aber erfahren, daß er sich in seiner guten Meinung betrogen, und alle seine Wohlthaten an einem Undankbaren verschwendet hatte.

Josephs Character war noch immer derselbe, und alles, was er bisher gethan, geschah blos aus Verstellung, um nicht der Gunst seines Bruders, von der er bereits schon vieles genossen, und wovon er noch mehr zu erwarten hatte, verlustig zu werden.

Insgeheim handelte er jetzt noch viel schlechter, als vorher; denn an seinem vorigen Betragen hatte vielleicht blos Leichtsinn Antheil, das jetzige rührte aber aus wahrer Bosheit und Verdorbenheit des Herzens her.

Die erste Niederträchtigkeit, die er an seinem Bruder begieng, war, daß er dessen Frau verführte. Er wußte, was diese demselben für

ein Kleinod war, wußte, daß seine ganze Seele an ihr hieng, weil sie mit allen Reitzen des Körpers auch noch das beste Herz verband, hatte selbst ein braves Weib, und ließ sich doch dadurch nicht von seinen niedern Absichten zurückhalten. Die Befriedigung seiner Leidenschaften war ihm mehr, als die Achtung der Tugend und seiner besten Freunde.

Da er einmal mit diesem Punkte ins Reine war, so war es ihm übrigens eine Kleinigkeit über die schöne Henriette, so hieß seines Bruders Gattin, den Sieg davon zu tragen. Die Natur hatte ihn mit einer vortheilhaften Gesichtsbildung begabt. Schon hierdurch gewann er in Henriettens Augen, die so gut, wie die mehresten ihres Geschlechts nach dem äußeren Ansehen gieng, sehr viel. Er durfte hiermit nur noch einige Beredsamkeit und ein gewisses insinuantes Wesen verbinden, durfte dabei die Stunden weiblicher Schwäche benutzen; so war alles für ihn entschieden, und auch die tugendhafte Henriette in seiner Gewalt. Dies wußte er, und da ihn die Natur zum Schmeichler und Redner gleiche Anlagen verliehen, da er

selbst das Laster noch in einem reitzenden Gewande darzustellen verstand, so hatte er auch bald seine Absicht erreicht.

Henriette widmete ihm gerne ihre Zeit in Abwesenheit ihres Mannes, brachte ganze Stunden in seiner wollüstigen Umarmung zu, und wurde nach und nach so von ihm eingenommen und hingerissen, daß sie für niemanden mehr lebte, als für ihn, und sich daher ganz seiner Leitung überließ.

Wie sehr war nicht der gute Carl zu bedauern, der Henrietten eben so aufrichtig wie seinem Bruder liebte, und hier so schändlich hintergangen wurde.

Seine argwohnlose Seele ahnete von allem diesen nicht das geringste, er behielt stets dieselben edeln Gesinnungen, und wurde dabei immer mehr das Opfer seiner unglücklichen Neigungen und allzuvortrefflichen Herzens.

Nicht damit zufrieden ihm ein tugendhaftes Weib geraubt zu haben, strebte jetzt sogar sein lasterhafter Bruder ihm nach den Leben, um alle Grade des menschlichen Undanks zu erschöpfen.

Dessen schändliche Absicht war, sich mit dem vollkommnen Besitz von Henrietten zum Alleineigenthümer der ganzen Handlung und des Vermögens seines Bruders zu machen, lange trug er diesen abscheulichen Plan in seiner Seele; allein immer fehlte es ihm an Gelegenheit zur Ausführung.

Einst wollte Carl, der seine eigne Equipage hatte, zu seiner Erholung nach einem benachbarten Städtchen fahren, wo er von einigen guten Freunden schon oft vergebens eingeladen worden war. Er nahm seine Schwägerinn und ihre Kinder, zwei sehr artige Mädchen, mit zu dieser Lustparthie, um ihnen auch einmal ein Vergnügen zu gönnen,

Der Weg, den er machen mußte, war etwas gefährlich, weil er oft über steile Anhöhen, neben tiefen Abgründen hinweggieng. Dies schien jetzt Josephen der schicklichste Zeitpunkt etwas auszuführen. Er konnte hier auf einmal seinen Bruder und seine Frau zugleich los werden, er durfte nur den Kutscher bestechen, daß er sie unterwegs von einer jener Anhöhen herabwarf, der unten vorbeifließende,

reißende Strom brachte ihnen dann gewiß den Tod.

Der Gedanke schien ihm vortrefflich, so teufliſch er auch an ſich war. Er nahm dabei gar keine Rückſicht, daß er durch dieſe That zugleich an ſeinen beiden noch ganz kleinen und unſchuldigen Töchtern zum Mörder wurde, genug für ihn, daß er nur hier ſeinen ſchändlichen Geiz und ſeine Habſucht befriedigen konnte.

Mit wahrem teufliſchen Vergnügen gieng er ſogleich an ſeine Chatoulle, nahm zweihundert Thaler daraus, und brachte theils durch den verführeriſchen Ton dieſes Metalls, theils durch ſeine übrige Beredſamkeit den Kutſcher dahin, daß er in ſeinen Mordanſchlag willigte.

Der Plan zum größten Bubenſtück war alſo gemacht, und niemand außer den beiden Schuldigen wußte davon, auch nicht einmal Henriette; denn Joſeph traute auch ſogar dieſer nicht, weil er glaubte, daß ſie leicht aus allzugroßer Empfindſamkeit alles verrathen, und ihn ſo in ſeinen Abſichten hinderlich ſeyn könnte.

Es kam der Tag zur Abreise. Carl und die ganze Reisegesellschaft nahmen noch einmal den zärtlichsten Abschied, und Joseph begleitete sie unter tausend gleisnerischen Thränen an Wagen.

Zum Schein befahl er hier noch einmal den Kutscher, sich ja wohl vorzusehen, damit die Gesellschaft keinen Schaden nähme, und ließ sie dann fahren.

Die Reise gieng anfangs ganz gut, wie sie aber bald an die zur Ausführung des Anschlags bezeichnete Stelle, und also gerade dahin, wo es am gefährlichsten war, kamen, so fieng der Kutscher, der sich vorher absichtlich betrunken hatte, an, immer näher an dem Rande des tiefsten Abgrundes wegzufahren.

Vergebens ermahnte ihn die Gesellschaft im Wagen zur Vorsicht, vergebens bat sie ihn, hier nicht so viele Menschen unglücklich zu machen, er that es nur desto vorsätzlicher, und, ehe man sichs versah, so lag der Wagen mit sammt den Pferden im Wasser. — Ich möchte nicht Zeuge von diesem Anblick gewesen seyn, er war gewiß fürchterlich.

Die Frau fand bald mit ihren beiden Kindern in den schäumenden Wellen ihren Tod, und Carln würde es nicht besser gegangen seyn, wenn nicht noch der Himmel seine Hand über ihn gehabt und ein glücklicher Zufall ihn das Leben gerettet hätte. Die Bauern aus dem benachbarten Dorfe wurden bald den Unfall gewahr, und eilten herbei, um wo möglich den Unglücklichen noch zu Hülfe zu kommen. Sie sahen Carln mitten im Strome, wie er ganz matt mit den Wellen kämpfte. Einer von ihnen, der ein guter Schwimmer war, wagte sich hinein, und ergriff ihn gerade noch in dem Augenblick, wie er im Begriff war unterzusinken.

Er war aber schon ganz betäubt und sinnlos, wie er ans Land gebracht wurde.

Man suchte auch nach den übrigen Verunglückten, fand aber außer den Leichnamen der Frau und ihrer Kinder nichts weiter, weil sich der Kutscher schon durch Schwimmen gerettet, und auf die Flucht begeben hatte.

Carl, den man einstweilen in das Dorf geschafft, erwachte eben wieder aus seiner Be-

täubung, als man die todten Leichname seiner Schwägerin und ihrer Kinder von einer Menge Menschen begleitet, hereintrug.

Gott! wie schrecklich war für den Edeln dieser Augenblick, er brachte ihn fast dem Tode nahe, so angreifend war er für sein Herz.

Man mußte schlechterdings die Verunglückten ihm aus den Augen schaffen, wenn man nicht seiner Gesundheit schaden wollte. Eine Krankheit hatte ihn diese Fatalität ohnedieß zugezogen, so, daß er genöthigt war, den Tag im Dorfe zu bleiben.

Man brachte indeß seinem Bruder die Nachricht von dem ganzen traurigen Vorgange. Wie dieselbe von ihm aufgenommen wurde, kann man sich denken; es kostete ihm viel Verstellung den heimlichen Verdruß über sein nur halb gelungenes Unternehmen zu verbergen; allein er sah die Nothwendigkeit davon ein, und zwang sich also dazu.

Mit Thränen in den Augen, im Anscheine der tiefsten Betrübniß eilte er sogleich zu sei-

nem Bruder, und vereinte mit ihm seine Klagen über ihr gemeinschaftliches Unglück.

Er affectirte die stolze Ruhe eines Weisen bei dem Verlust seiner Gattin und Kinder und entfernte dadurch jeden Verdacht, den hier auch der Scharfsichtigste nicht auf ihn bringen konnte, besonders, da auch die einzige Person, die über die Sache noch Aufschluß zu geben vermochte, nämlich der Kutscher, weg war.

Man hatte Carls sämmtliche Equipage gerettet. Joseph nahm jetzt seines Bruders eigenen Wagen, und brachte ihn darinnen wieder zurück in die Arme seiner Gattin, die, weil sie schon von allen unterrichtet war, denselben ebenfalls mit großer Betrübniß, und unter der scheinbarsten Theilnahme empfieng.

Durch Henriettens und Josephs zärtliche Fürsorge, die sich nur um desto größer bewieß, je weniger aufrichtig sie war, wurde Carl auch bald wieder hergestellt, und nun verstrich eine ziemliche Zeit, wo alles ganz ruhig hergieng. Carl blieb jetzt ohne Nachstellungen, ob schon sein Bruder noch immer einen geheimen Umgang mit seiner Gattin fortsetzte.

So stand noch die Sache, als drei oder vier Jahre nachher einst um Mitternacht in eines Nachbarn Haus Feuer auskam. Hier begieng Joseph sein letztes und größtes Bubenstück. —

Er war mit der erste, der von dem entstandenen Feuer Nachricht bekam, und beschloß sogleich die hier gewöhnliche Verwirrung zu einer Flucht mit seiner Schwägerin zu benutzen. In dieser Absicht gieng er in ihr Schlafgemach, weckte sie, und machte ihr die Ursache seines Daseyns mit seinem Vorsatze bekannt. Als sie in letztern gewilligt hätte, nahm er mit ihr in Verbindung die vornehmsten Pretiosa und Sachen, nebst seines Bruders Geldchatoulle und Handelsbücher zu sich, schloß seinen noch schlafenden Bruder, damit er ihn nicht in seinen Absichten hinderlich seyn könnte, ein, ohne zu bedenken, daß er ihn hierdurch der Gefahr blos stelle, wohl gar lebendig zu verbrennen, und bestellte hierauf mehrere Wägen sich und das entwandte Gut an einem dritten Ort in Sicherheit zu bringen.

Alles gieng ihm Anfangs nach Wunsch, niemand gab in der Verwirrung auf ihn Acht, das meiste war schon aufgepackt, und er selbst wollte jetzt mit Henrietten in einer besondern Chaise abfahren, da fiel ihm erst ein, daß er noch ganz unbewaffnet sey.

Er lief geschwind noch einmal ins Haus zurück, holte sich ein paar Pistolen; und war damit bis vor die Thüre gekommen, als ihm dort auf einmal sein Bruder, der vom Lerm unterdeß auch erwacht war, und sich mit Gewalt aus seinem Gefängnisse befreit hatte, einholte.

Es kam jetzt unter beiden Brüdern zur ernsthaften Sprache, Carl, der sich äußerst gekränkt fühlte, brach etwas in bittere Vorwürfe aus, Joseph wollte sich dies nicht gefallen lassen, und da er sich als den Stärkern betrachtete, weil er bewaffnet war, so ließ er sich sogar in der Hitze des Zorns verleiten, nach seinem Bruder zu schießen.

Verwundet fiel dieser zur Erde. In demselben Augenblick kam eine Menge Menschen herbei, die den Schuß gehört hatten,

und weil man Carln in seinem Blute, Josephen aber mit aufgezogener Pistole fand, so wurde letzterer sogleich als ein Mörder ergriffen und in gefängliche Verwahrung gebracht.

Auch Henriettens Person versicherte man sich, sobald man ihre vorhabende Flucht und das Einverständniß mit dem Delinquenten erfahren hatte. Die Richter dachten aber hier billig, und ließen, weil sie Henrietten nicht so schuldig fanden als Joseph, weil sie sahen, daß sie nur die Verführte war, bei ihr Gnade vor Recht ergehen.

Desto strenger aber waren sie gegen Joseph, ob schon sein eigner Bruder, der indeß von seinen Wunden wieder hergestellt war, selbst für ihn bat.

Es waren zu viele Umstände, die ihm das Urtheil sprachen, selbst der Knecht, den er einst zu Carls Ermordung bestochen hatte, und der nun wegen Diebstahls eingezogen worden war, trat jezt gegen ihn auf, und machte ihn zum Verbrecher. Er selbst sah nun ein, daß keine Rettung mehr für ihn war, und gestand daher aufrichtig alle seine Schandthaten. Es

waren, derselben eine ziemliche Menge, die Richter selbst erstaunten, als er bekannte, daß er nicht blos Ehebruch und Blutschande ge'r'eben, nicht blos an dem Tode seiner eigenen Frau und Kinder schuld sey; sondern auch seinem Bruder selbst mehreremal nach dem Leben gestanden, ihn bestohlen, und mit seiner Frau habe davon gehen wollen.

Es schien schwer für alle diese Vergehungen eine verhältnißmäßige Strafe zu finden, man dictirte ihn endlich eine zu, so wie sie ohngefähr dem größten Verbrecher zu Theil wurde, und er mußte sich derselben unterwerfen.

Wie sehr bereute er nun noch in den letzten Minuten sein lasterhaftes Leben, er erkannte und verfluchte jetzt das ganze abscheuliche Betragen gegen seinen Bruder; bat denselben tausendmal um Verzeihung; allein was half's, das Geschehene war doch einmal nicht zu ändern; hätte er früher die Bahn der Tugend betreten, so wäre er nicht auf solche Abwege gerathen.

Sechste Urkunde des schreckbaren Weltlaufs.

Der pflichtvergessene Ehemann.

Caroline. Was! das hätte mein Mann gethan?

Mariane. Ja, hier ist der Brief, den er an mich geschrieben hat, lesen sie sebst.

Caroline. (nimmt den Brief, eröffnet ihn begierig und liest:) „Theuerste Freundin! sie haben mein ganzes Herz eingenommen, ich kann Ihnen unmöglich dieses länger verhelen, auch wenn sie mein Geständniß beleidigen sollte. Ist es ein Verbrechen Sie liebenswürdig zu finden, so habe nicht ich, sondern die Natur gefehlt, die sie so liebenswür-

dig erschuf. — Ich würde Ihnen gerne meine Hand antragen, wenn Sie noch nicht, gleich mir, durch die Bande des lästigen Ehestandes gefesselt wären, so aber kann ich Ihnen nur mein Herz darbringen. Sollten Sie solches aus allzuzarten Gewissen verschmähen, so würden Sie mich äußerst unglücklich machen; allein ich hoffe, daß Sie dem vernünftigen Ton der heutigen Welt folgen, und nur Ihre Neigungen zu Rathe ziehen werden. Bin ich so glücklich Ihre Liebe zu besitzen, so geben Sie mir den ersten Beweis davon dadurch, daß sie mir versprechen, mit mir die nächste Redoute zu besuchen. Gustav Schlensheim." (Legt den Brief wieder zusammen.) Das also die Früchte von Gustavs Treue, das der Lohn meiner aufrichtigsten Liebe! — Ich danke Ihnen, Freundin, daß sie mich mit dem Undankbaren näher bekannt gemacht haben, lassen sie mir (auf den Brief zeigend) diesen Beweis seiner Untreue in Händen.

Mariane. Recht gerne, ein Blick auf ihn würde mich ohnedieß nur schaamroth machen. Wie soll ich nun einen so niedern

Antrag begegnen? — Gar nicht darauf antworten, seinen Urheber mit Verachtung strafen; dies wird wohl das beste seyn.

Caroline. Nein! beste Freundin, ich kenne einen bessern Vorschlag, lassen sie immer meinem Manne wissen, daß sie auf den Ball kommen würden, bestimmen sie ihn sogar die Masque, die sie nehmen wollten, nur überlassen sie mir dann statt Ihrer zu erscheinen; da ich mit Ihnen so ziemlich von gleicher Statur bin, so geht die Verwechslung sehr leicht.

Auch dieses war Mariane recht gerne zufrieden, es wurde sogleich zu allen die nöthige Anstalt getroffen.

Caroline gab am Abend der Redoute eine kleine Unpäßlichkeit vor; kaum aber war ihr Mann weg, so zog sie sich, nach der verabredeten Masque, als Schäferin an, und gieng dann statt ihrer Freundin auf den Ball.

Nicht lange darauf kam auch Gustav. Seine Augen suchten sogleich nach der schönen Schä-

ferin, er entdeckte sie bald, gieng ihr nach, und zog sie zu einem Walzer auf.

Caroline gab sich heute vorzügliche Mühe, um recht schön zu tanzen, und ihr Mann, der immer in der Meinung stand, als ob er Marianen vor sich habe, fand sie diesmal außerordentlich liebenswürdig, Er drückte ihr, um ihr dieses erkennen zu geben, öfters die Hand, und führte sie endlich nach mehrern Walzern und Englischen, wo sie seinen ganzen Beifall hatte, in ein Nebenzimmer, um dort mit ihr einige Erfrischungen einzunehmen. Seine Freigebigkeit kannte heute keine Gränzen, er ließ alles auftragen, was gut und theuer war; Caroline aß und trank aber aus innerm Verdruß wenig, sie war nur begierig auf den Augenblick, wo ihr Mann mit nähern Anträgen herausrücken würde. Er kam bald; Gustav, den die Liebe und der Wein immer mehr begeisterte, konnte nicht lange ein Geheimniß aus seinen wahren Gesinnungen machen, er war einmal ganz Wollüstling, und als solcher mußte er auf vollen Sinnesgenuß bestehen.

Caroline sah wohl ein, daß hier langer Wiederstand zu nichts nutzen würde, sie willigte also in sein Begehren, welches sie um so eher konnte, da sie ja seine Frau war. Niemand war über diesen Sieg mehr entzückt, als Gustav, er merkte es nicht einmal in der Begeisterung, daß ihm seine Frau unterdeß den besten Ring vom Finger zog; sondern gieng ganz taumelnd wieder in den Tanzsaal zurück.

Eben diesen Augenblick benutzte aber auch Caroline sich zu entfernen.

Sie war kaum zu Hause und hatte sich in andere Kleider geworfen, so kam ihr Mann, der vermuthlich seit ihrer Entfernung wenig Vergnügen mehr auf dem Balle gefunden hatte, ebenfalls.

Seine heitere Miene zeigte ihr nur zu deutlich, daß er sich bei der heutigen Täuschung recht wohl befunden habe; allein, ob dies schon ihren Verdruß vermehrte, so zog sie ihm doch diesen Abend nicht aus seinem Wahne. Auch den folgenden Morgen ließ sie ihn noch dabei, und fragte ihn nur, wo er seinen Ring hingebracht habe. Er wurde jetzt erst dessen

Verlust gewahr, erschrack etwas darüber, entschuldigte sich aber gleich damit, daß er solchen verloren. Caroline ließ dies für jetzt gelten, und sagte nichts weiter. Als aber die Mittagsmalzeit herbeikam, steckte sie den Ring an. Gustav dachte an nichts, da bemerkte er auf einmal das verlorne Kleinod an dem Finger seiner Frau.

Wie ihm dabei wurde, kann man sich denken, es schwebte ihm wohl zehnmal die Frage auf der Zunge, wie sie zu demselben gekommen? allein eben so oft erstarb ihm das Wort auf den Lippen, und er konnte weiter nichts, als seine Frau etwas bedenklich von der Seite anblicken. Solche hatte endlich Mitleiden mit ihm, und half ihm auf einmal durch Erzählung der gestrigen Ballgeschichte und ihrer gespielten List aus dem Traume.

Er war bei dieser Entdeckung in der größten Verlegenheit, und wußte gar nicht was er zu seiner Entschuldigung vorbringen sollte.

Caroline hatte jezt die schönste Gelegenheit ihrem Manne die nachdrücklichste Vorlesung zu halten; allein sie ließ es diesmal nur mit einem

leichten Verweis hingehen, und begnügte sich damit, daß er ihr für die Zukunft Besserung gelobte.

Wäre Gustav ein Mann von festem Charakter gewesen, so würde er auch vielleicht jetzt seiner Frau treu geblieben seyn; denn sie war ihm nichts weniger, als gleichgültig; aber sein Hang zur Veränderung war zu groß. Er durfte sich nur für ihn eine neue günstige Gelegenheit zeigen, und er war ganz wieder der Alte. Caroline hätte beständig um ihn seyn müssen; dann hätte ihn vielleicht ihr Verstand und ihr einnehmendes Betragen so gefesselt, daß er an keine andre gedacht hätte; allein dies war nicht immer möglich, war besonders darum nicht möglich, weil Gustav ein Geschäftsmann war.

Man übertrug ihm als solchen sehr häufig, weil man seine Geschicklichkeit kannte, Verrichtungen an den entferntesten Orten. Eine solche Abwesenheit konnte derselbe immer dazu benutzen allerhand kleine Liebeshändel anzuknüpfen. Er that es auch gewöhnlich, und Caroline, die es schon wußte, war hierinnen

sehr nachgiebig, und verzieh ihn gern einen kleinen Scherz, wenn sie nur nicht dabei seine oder ihre Ehre zu sehr angegriffen fühlte. War aber auch das letzte der Fall, dann zeigte sie, wer sie war, und daß man sie nicht ungestraft beleidigen durfte.

Es kam bald zu einem Auftritte, der dies bewies.

Gustav hatte auf seinen Reisen unter andern auch Bekanntschaft mit der Tochter eines sehr vornehmen und reichen Hauses gemacht. Sie hieß Rosalie, und war ihm, als einen jungen, artigen Mann, von Talent Rang und Vermögen ganz ergeben. Nicht ohne Vergnügen bemerkte er dieses, weil er aber einsah, daß er seinen wahren Stand und seine Verheurathung nicht entdecken durfte, wenn er sich fort in Gunst erhalten wollte, so gab er sich für ledig aus. Mit dieser Versicherung gewann er so viel bei Rosalien, daß sie sich ihm ganz frei überließ: denn sie hielt ihm für einen rechtschaffenen Mann und glaubte einst eine vortheilhafte Partie an ihn zu machen. Er suchte sie auch durch vorgespiegelte Heu-

rathshoffnungen in dieser Meinung zu bestärken, bis er einst in einer vortheilhaften Stunde über ihre Unschuld den Sieg davon getragen hatte. Jezt verließ er sie aber und kehrte wieder zu seiner rechtmäßigen Gattin zurück. — Es war ihm, als wenn gar nichts vorgefallen wäre: Nicht so gleichgültig konnte die arme Rosalie seyn, sie hatte einmal ihre ganze Hoffnung auf ihn gesetzt, und glaubte daher jede Minute, daß er kommen, und sein Versprechen, sie abzuholen, erfüllen würde. Sie wünschte dies jezt um so mehr, da sie durch den Tod ihres Vaters in dem Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt war, und also ihm ein größeres Glück anbieten konnte. Je länger sie auf ihn harren mußte, um desto höher stieg ihre Unruhe.

Endlich konnte sie sich nicht mehr halten, und beschloß, da sie seinen Aufenthalt wußte, selbst eine Reise zu ihm zu machen.

Gustav saß eben bei seiner Frau und rühmte gegen sie, wie treu er ihr auf der letzten Reise geblieben, als Rosalie hereintrat.

Es ist schwer, den Schrecken und die Verlegenheit auszudrücken, die sich bei dieser Erscheinung auf seinem Gesichte zeigte. Seine Gemahlin brauchte wenig Scharfsinnigkeit, um in seiner Miene alles zu lesen, was vorgegangen war. Er faßte sich indeß bald, und stellte seiner Gattin Rosalien als eine gute Freundin aus Hannover vor, die er bei einer seiner Reisen dahin habe kennen lernen, und die ihm versprochen, einmal bei ihm zu logiren, um ihre, nämlich seiner Frau, Bekanntschaft zu machen. Höflichkeitshalber konnte nun Caroline nicht anders, als die Neuangekommene wie eine Freundin begrüssen. Sie that es auch, umarmte sie schwesterlich, und ließ sich nicht das geringste von dem Argwohne merken, der in ihrem Innern vorgieng.

Eben dieses Betragen setzte aber Rosalien in noch größere Verlegenheit. Sie wußte gar nicht, was sie sagen sollte. Daß hier nicht die Gelegenheit sey, sich zu entdecken, sah sie wohl; es war ihr aber auch nicht gegeben, sich so wie Gustav zu verstellen. Sie sprach daher sehr wenig, und zeigte immer eine verdrüßliche Laune.

Wie unangenehm dies für Gustav war, kann man sich denken. Er fürchtete, daß leider seine Frau nur schon zu viel wahrgenommen habe, und gab sich darum alle Mühe, die Fremde aufzuheitern; aber umsonst, sie spielte die Rolle fort, die sie einmal angefangen hatte.

Endlich kam der Abend herbei. Niemand war darüber froher als Gustav. Er sagte jezt, daß seine schöne Freundin wohl darum nicht, wie gewöhnlich, lustig wäre, weil sie von der Reise ermüdet sey, und sich nach Ruhe sehnte. Rosalie schwieg, dies nahm er sogleich als Bejahung auf, und erbat sich die Ehre, Rosalien auf ihr Zimmer zu begleiten. Es würde eifersüchtig von Carolinen gelassen haben, wenn sie hätte mitgehen wollen; sie mußte sich also solches gefallen lassen, und konnte nur durch einen Wink ihren Mann andeuten, sich nicht aufzuhalten.

Gustav war also jezt mit Rosalien allein. Er benutzte diesen kurzen Augenblick dazu, daß er zu ihr sagte: ich bitte sie um alles in der Welt willen, verrathen sie mich nicht, und machen sie mich nicht unglücklich. Ich werde

alles gut zu machen suchen, sie sind mir lieber, als mein eifersüchtiges Weib, ich verlasse dieses, und gehe mit ihnen.

Rosalie konnte darauf nur mit Thränen antworten; denn so etwas hatte sie nicht vermuthet. Er verließ sie jetzt mit einem Handkusse, und sie suchte taumelnd, kaum ihrer selbst bewußt, das Bette.

Caroline harrte indeß schon in der Thür auf Gustav's Zusammenkunft; als er kam, führte sie ihn sogleich in ihr Cabinet und redete ihn mit den Worten an: „verhelen sie mir nicht, was ich längst errathen; die Person, die sie hinauf begleitet haben, ist eine Unglückliche, von ihnen Gemißbrauchte. Sie ist freilich nicht aus dem gemeinen Stande, ihre Bildung giebt ihr höhere Rechte, aber um desto schändlicher ist ihre Handlung. Nichtswürdiger! bekennen sie ihr Verbrechen, oder fürchten sie meine Rache, nur ein aufrichtiges Geständniß kann ihnen Verzeihung erwerben. Gustav hatte wohl Gegenwart des Geistes, aber darauf war er doch nicht gefaßt, diese Anrede erschütterte ihn so, daß er alles gestand.

Gut, sagte seine Frau, als er geendet hatte, sie sehen wohl, daß, wenn diese Person länger in unserm Hause bleibt, sie nicht nur sich, sondern auch mich der größten Gefahr, und dem öffentlichen Gerede Preis geben. Ich weis ein Mittel, sie los zu werden, wollen sie darein willigen? O gerne in alles, versetzte Gustav.

Sie entdeckte ihm jezt, daß sie ein gewisses fein zubereitetes Gift habe, welches sehr geschwind würke, und doch keine Spur seiner Würkung an dem Getödeten zurücklasse, und sagte, daß sie solches der Fremden in Chocolade beibringen wollte. Fürtrefflich, charmant, rief Gustav, und wollte dabei seine Frau umarmen. Sie trat aber um einige Schritte zurück, und sagte im Gefühle des tiefsten Abscheues: wie? Elender! das könnten sie, sie wären im Stande ein sanftes, tugendhaftes Geschöpf erst zu entehren, und dann auch noch zu morden, ach! wie tief sind sie gesunken! Ich wollte nur eine kleine Probe mit ihnen machen, aber sie haben sie schlecht bestanden. Fast sollte ich nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben, aber sie

dauern mich doch. Hören sie jezt einen bessern Vorschlag. Wir können Rosalien los werden, ohne darum ihr Leben und unsre Tugend in Gefahr zu bringen, wir dürfen nur diese Nacht, wenn wir zu Bette sind, von jenem Vorhaben, sie aus der Welt zu schaffen, sprechen. Da ihr Bette nur durch eine Wand von dem unsrigen getrennt ist, so wird sie alles hören, und sich dann selbst freiwillig von uns entfernen.

Gustav willigte auch darein, jedoch unter der Voraussetzung, daß dies keine neue Versuchung für ihn sey, und so wurde denn dieser zweite Vorschlag ins Werk gesetzt.

Rosalie war bald von allem unterrichtet. Der Vorgang des Tages, und ihre innre Unruhe erlaubten ihr nicht ein Auge zuzuthun, sie hörte also alles, was neben ihr gesprochen wurde.

Erstaunen und Schrecken bemächtigten sich ihrer zugleich, als sie den Anschlag vernahm, den man gegen ihr Leben gefaßt hatte. Sie wäre gerne, um sich dieser Gefahr nicht bloszustellen, noch diese Nacht davon gegangen; weil sich aber dieses nicht schicken wollte, so

harrte sie unter tausend Angst auf den anbrechenden Morgen.

Kaum war derselbe da, so packte sie alle ihre Sachen zusammen, und machte einen Vorwand sich zu entfernen. Caroline ließ sich dieses gefallen, bat sie aber noch vorher das Frühstück mit ihr ganz allein auf einem besondern Zimmer einzunehmen. Eben dieses war aber für Rosalien das fatalste, sie fürchtete dabei die ihr gedrohte Vergiftung, und machte also tausenderlei Einwendungen. Alle wurden jedoch verworfen und Rosalie sah sich, ehe sie es vermuthete mit Carolinen auf ihrem Zimmer allein.

Es wurde ihr die erste Tasse Chocolade gereicht; sie weigerte sich solche anzunehmen. Warum wollen sie nicht trinken? sagte Caroline ganz unbefangen. Das können auch sie noch fragen, antwortete Rosalie ganz erstaunt, ist es möglich, daß die Verstellung des Menschen so weit gehen kann? — wissen sie, ich habe diese Nacht alles gehört, sie wollen mich —

Still, ich weiß, was sie sagen wollen, versetzte Caroline; sie dürfen aber nicht glauben, als wenn es im Ernste ihrem Leben gegolten, ein solcher Anschlag ist mir wenigstens nie beigefallen. Mein Mann wäre vielleicht dazu fähig gewesen; denn er willigte schon darein, als ich ihn nur blos zu seiner Prüfung vorschlug, sie aus dem Wege zu schaffen; allein ich würde dieses nie zugegeben haben.

Damit sie sehen, daß ich wahr spreche, und ihnen nichts Leids zuzufügen im Sinne habe, so will ich gleich diese Tasse Chocolade, worin nach ihrer Meinung Gift ist, vor ihren Augen austrinken. Bei diesen Worten ergriff sie auch die Tasse, und trank sie ohne allen Anstand, wie sie gesagt hatte, aus.

Rosalie war nunmehr fest überzeugt, daß ihre Furcht vergebens gewesen. Die Offenheit, womit Caroline sie behandelte, flößte ihr ein gleiches Zutrauen ein, sie entdeckte sich ihr ganz, und beide klagten jezt als Freundinnen zusammen über ihr unglückliches Schicksal.

Als sie beide vor einander ihren Kummer ausgeschüttet hatten, so war die Frage, was

jezt für ihre beiderseitige Lage zu thun sey. Caroline offerirte ihrer Freunden zwar länger in ihrem Hause zu bleiben, ersuchte sie aber ihrem Manne so viel möglich auszuweichen, und es ihr allein zu überlassen, denselben entweder durch Strenge oder Güte auf bessere Wege zu führen. Diesen Vorschlag fand Rosalie sehr freundschaftlich; allein sie war doch nicht geneigt denselben anzunehmen. Es schien ihr weit besser gethan, wenn sie sogleich ihrer Freundin Haus ganz und gar verließe. Sie entdeckte ihr dieses, und ließ sich auch durch nichts abhalten, noch denselbigen Tag abzureisen.

Gustav erfuhr indeß von allem, was zwischen seiner Frau und Rosalien vorgegangen war, nicht das geringste. Es war dies genug für ihm. Sein an schlechte Handlungen gewöhntes Herz fand darinnen wieder einen neuen Stoff sich zu zeigen, es schien ihm nicht zu viel seine Frau jezt ganz und gar zu verlassen, und Rosalien nachzureisen.

Dieser lezte Schritt kam ihm aber theuer zu stehen. Die Aufnahme von Rosalien fiel

gar nicht so aus, wie er erwartet hatte. Gerade das, wodurch er sich bei ihr in Gunst zu setzen suchte, die Verlassung seiner Gattin, brachte ihm ihre ganze Verachtung zu Wege. Sie konnte ihm gar nicht genug durch Worte ihren Unwillen über diesen neuen Beweis seiner Niederträchtigkeit zu erkennen geben, und er mußte, wenn er ihren Zorn nicht ganz reizen wollte, sie augenblicklich verlassen.

Er wollte jezt, da ihm diese Absicht fehlschlug, wieder zu seiner Gattin zurückkehren; allein diese war schon schriftlich durch Rosalien von allem unterrichtet, und hatte darnach ihre Maasregeln genommen.

Er fand sie nicht mehr in seinem Hause, anstatt ihrer aber ein Billet folgenden Inhalts:

„Ihr schlechtes Betragen ist entdeckt, selbst durch die entdeckt, von der sie es am wenigsten geglaubt hätten. Sie sehen, daß sie auf keine Weise mit ihren niedern Ränken auskommen und daß es noch immer Freunde der Tugend giebt, die andere Rechtschaffne vor Ihnen warnen. Ich will ihnen hier weiter keine Vorwürfe machen. Meine Sache ist bereits

vor dem Consistorio angebracht. Bald wird eine Ehescheidung alle ihre Wünsche erfüllen.

Caroline.

Diese Erklärung machte Gustaven äußerst verlegen, er versuchte alles, was nur in seinen Kräften stand, um eine Aussöhnung mit seiner Frau zu bewürken; aber umsonst, Caroline blieb fest auf der Trennung, und sie hatte auch Recht; denn Gustav änderte doch weder seinen Charakter noch sein ausschweifendes Leben.

Ich kann diese Geschichte nicht verlassen, ohne dabei einen Seitenblick auf die jetzige Welt zu werfen. Es giebt jetzt so viele Ehemänner, die oft die besten tugendhaftesten Weiber haben, und sich doch kein Bedenken daraus machen dieselben durch Treulosigkeit und ausschweifendes Leben zu kränken.

Besonders ist dieses in den höhern Ständen der Fall, wo unter den Männern eine viel freiere Denkungsart und weniger ehelicher Zwang herrscht. Manche brave Ehegattin ist darüber schon in den blühendsten Alter das

Opfer ihres zärtlichen Herzens geworden. Noch schwebt mir, indem ich dieses schreibe, das Beispiel der Marggräfin von B. vor Augen. Sie vereinte gewiß in sich alle Tugenden eines rechtschaffenen Weibes, besaß selbst das, was man nur zur äußern Schönheit rechnet, und wurde doch von ihrem Gemahle so lange, mit kalter Verachtung behandelt, bis der frühe Gram ihren ruhmvollen Daseyn ein Ende machte.

Für hundert andre Weiber ist die Lebensart ihrer Männer eine Quelle tausendfacher Leiden. Es giebt nicht blos treulose, es giebt auch tirannische Ehemänner, die oft ihre Weiber nicht anders als Sclavinnen behandeln. Wie viel dann unter einer solchen Geisel ein sanftes, weibliches Gemüth leidet, dieses zu beurtheilen, will ich den empfindsamen Lesern selbst überlassen. Sie werden darinnen gewiß abermals einen neuen Grund zur Rechtfertigung des Titels vom gegenwärtigen Buche entdecken.

Siebente Urkunde des schreckbaren Weltlaufs.

Das böse Weib.

Meine schönen verheuratheten Damen, Sie werden mir verzeihen, wenn ich auf einen Augenblick ihre Parthie verlasse, und mich an einen Mann wende, der schon über eine Viertelstunde hinter mir steht, und mich am Ermel zupft. Es ist zwar nur ein ehrlicher Schneidermeister; aber da er auch mit zur Ehezunft gehört, so dürfen wir ihm schon nicht verwehren ebenfalls ein Wort zu sprechen. Wir wollen einmal zusehen, was er will.

Ich. Meister! was ist sein Begehren?

Meister Spindler. Sie haben vorher vom Ehestande gesprochen, und die Parthie der Weiber gegen die Ehemänner genommen.

Ich. Ja! das habe ich, und, wie ich glaube, mit Recht.

Meister Spindler. Ich habe auch dagegen nichts einzuwenden; allein ich dächte sie ließen auch einmal einen Mann sprechen.

Ich. Das soll geschehen, und er kann gleich dieser seyn; nur aber vorher eine Frage, wie lange ist er schon verheurathet?

Meister Spindler. Sechs Jahre.

Ich. Das ist erst kurze Zeit, da wird er noch nicht viel vom heiligen Ehestande sagen können.

Meister Spindler. O mehr als zu viel; denn ich habe mich seitdem schon dreimal darinnen aufhängen wollen, zu einen Beweis, daß er eben so heilig nicht ist, als man glaubt.

Ich. Er macht auch gleich die Sache zu arg; bedenke er doch, daß er es hier mit dem schönen, sanften Weibergeschlechte zu thun hat.

Meister Spindler. Ei was da, ich sehe an meiner Frau eben nichts schönes und sanftes; es müßte denn dieses der Teufel selbst seyn, der ihr im Nacken sitzt.

Ich. Sonderbar! er macht mich ordentlich neugierig seine Frau kennen zu lernen.

Meister Spindler. Zu der Ehre kann ich ihnen, wenn sie wollen, noch heute persönlich verhelfen, kommen sie nur mit mir nach Hause und reden sie etwas laut, wenn das Kind schläft, oder treten sie aus Unvorsichtigkeit meiner Frauen Leibkatze; dann haben sie gleich die ganze Bekanntschaft gemacht.

Ich. Ich danke ihm, lieber Meister! die Bekanntschaft möchte nicht zum Besten für mich ausfallen; es wird besser seyn, wenn ich mich blos mit der Beschreibung begnüge.

Meister Spindler. Nun sehen sie, sie fürchten sich schon als bloßer Fremder nur eine Minute mit meiner Frau umzugehen, was soll ich nun thun, der ich als Mann genöthigt bin, den ganzen Tag mit ihr zu leben, und ihre verdrüßlichen Launen zu ertragen. Glauben sie mir, ich bin gewiß nachgiebig und lasse es aufs äußerste kommen, ehe ich zornig werde; aber der Eigensinn meiner Frau ermüdet meine Geduld. Ich kann nichts für sie so gut machen, daß sie nicht daran etwas auszusetzen

hätte. Schon vom frühen Morgen fängt sie an zu zanken, und dies ist ihr eben so zur andern Natur geworden, als der Morgensegen, den sie kurz vorher alle Tage betet. Sie nimmt von der geringsten Kleinigkeit Veranlassung zum Streit. Ich darf nur z. E. einmal aus Versehen den Turteltauben, die sie zu ihrem Vergnügen in einem Verschlag unter den Ofen hält, kein Futter gegeben haben, oder darf die Katze haben fortlaufen lassen, dann habe ich mich gewiß die ganze Woche hindurch keiner freundlichen Miene zu getrösten.

Ich. Armer Mann, schon fängt er an, mich zu dauern.

Meister Spindler. O hören sie erst weiter. Meine Frau legt den ganzen Tag die Hand im Schooß, wenn ich mich aber ein einzigesmal über der Arbeit umsehe, so nennt sie mich gleich einen Faullenzer und Tagedieb. Ich darf mir kein Vergnügen machen, selbst nicht einmal den Sonn- oder Festtag, der doch von Gott selbst den Menschen zur Erholung gegeben ist. Höchstens erlaubt sie mir einmal in die Kirche zu gehen; aber auch hier berech-

net

net sie die Minute, wenn der Pfarrer Amen sagt, und ich muß gleich wieder da seyn, will ich nicht die Beschuldigung auf mich ziehen, daß ich erst in allen Wirthshäußern herumgezogen sey. Ueberhaupt hat sie, wenn es darauf ankommt, andern Menschen etwas schlimmes anzudichten und ihre Ehre abzuschneiden, eine ausgezeichnete Geschicklichkeit. Ich darf nur einmal in ihrer Gegenwart Frauenzimmer, und wenn solches auch ein altes Weib wäre, freundlich anblicken, oder dieses darf zufälligerweise auf mich lächeln, so giebt sie mir gleich Schuld, daß ich mit demselben zu thun gehabt hätte.

Ich. Ist denn seine Frau etwa so ein Muster in der Keuschheit.

Meister Spindler. Ja bei ihr ist es wieder etwas anders. Sie kann ganze Stunden mit den Ehemännern unter der Thüre stehen, oder ganze Abende mit meinen Burschen in die Comödie gehen, und es darf doch niemand etwas darwider sagen.

Ich. Das wollte ich mir wohl verbitten, wenn ich an seiner Stelle wäre, er ist zu gut, wer wird sich auch alles gefallen lassen.

Meister Spindler. Sie haben gut reden, weil sie meine Frau nicht kennen; wenn sie sie aber kennen sollten, so würden sie so wenig thun, als wie ich.

Ich. Nun, kann sie etwa keinen Widerspruch vertragen.

Meister Spindler. Nein! das ist es eben, sie gebährdet sich dabei gerade wie ein junges Roß, daß der Sporen nicht gewohnt ist. Man muß Leib, Leben, Ehre und alles dabei wagen, wenn man ihrer thörigten Aufführung nur ein Wort entgegensetzt. Seyn sie versichert, es ist kein Mittel, das ich bei ihr noch nicht versucht habe; aber, wenn ich alles reiflich überlege, so ist Geduld und Schweigen noch immer das Beste. Ich bin hier ganz der Meinung des weisen Socrates, daß man einer bösen Frau keinen größern Tort thun könne, als wenn man zu allen ihren Lächerlichkeiten schweigt, oder lacht, dadurch entzieht man ihr, gleich einer giftigen Natter, die Nahrung, sie

verspritzt noch einmal allen ihren Geifer, und ist dann ruhig.

Ich. Aber wie lange dauert denn diese Ruhe, einige Minuten, dann geht der Spectakel wieder von neuem an. — Nein, lieber Meister! ich bin hier gar nicht seiner oder des weisen Socrates Meinung, eine solche Kurart wäre mir zu langweilig, ich dächte darüber die Auszehrung zu bekommen, und ehe ich es dahin gelangen ließe, nähm ich lieber einmal einen derben Karbatschenstiel zur Hand und versuchte das Aeußerste. Sieht er, meine Hände sind stark, und ehe diese müde würden, sollte sich doch auch wohl meiner Frauen Sinn gelegt haben.

Meister Spindler. Glauben sie, und thun sie, was sie wollen, ich bleibe bei meiner alten Methode, dabei habe ich mich immer am besten befunden.

Ich. Das kann ohnmöglich seyn, sonst hätte er sich nicht schon dreimal aufhängen wollen. Ich will ihm aber die Sache besser sagen, er hat keine Courage. Versuch er's einmal, bringe er seine Frau unter das Biegel-

eisen, und behandle er sie so wie ein altes verkrüppeltes Kleid, an dem er die Falten herausmachen soll, und er wird gewiß sehen, daß sie anders wird. — Härte muß man mit Härte zu vertreiben suchen. Ja, ich ließe mirs noch gefallen, wenn seine Frau manchmal krank wäre, und da übler Laune würde. —

Meister Spindler. Auch daran läßt sie es nicht fehlen. Sie ist das ganze Jahr hindurch krank. Bald hat sie Kopfschmerzen, bald Schwindel, bald wieder ein anderes Uebel. Am meisten plagt sie die Galle, die ich ihr, wie sie sagt, das ganze Jahr hindurch in die Glieder jage, ob ich schon äußerst wenig mit ihr spreche, und ihr in allen ihren Willen thue. Ich weiß, daß ihre Krankheit Verstellung ist, und doch darf ich mir nichts davon merken lassen, sondern muß sie mit der äußersten Sorgfalt behandeln. Laß ich es im geringsten daran mangeln, und laufe etwa, sobald sie etwas klagt, nicht gleich nach dem Doctor, so beschuldigt sie mich ohne weiters, daß ich nur ihren Tod suche, und nennt mich einen Unmenschen, einen Barbaren, der nic

wisse, wie man mit Menschen umzugehen habe. Und alles dieses thut sie nicht etwa blos, wenn ich mit ihr allein bin, sondern ungescheut vor jedem, der in mein Haus kommt, und dadurch werde ich also auch bei Fremden, die mit den wahren Verhältnissen nicht bekannt sind, in Mißcredit gebracht. So wie sie mich bei allen Gelegenheiten nur zum Besten hat, so macht sie es auch mit andern. Was geschieht erst ganz kürzlich? Ich bin einen Augenblick weggegangen, um für einen vornehmen Herrn ein Kleid anzumessen. Wie ich wieder nach Hause komme, finde ich meine liebe Frau im Bette, und bemerke nicht nur, wie sie über und über im Gesichte glüht, sondern auch die Augen verdreht, und zuweilen ganz verkehrt spricht. Voll Schrecken darüber laufe ich zum Arzt. Derselbe kommt, befühlt ihr den Puls, und ist voller Angst, weil er schon den völligen Paroxismus eines Fiebers vermuthet. Ich muß sogleich in die Apotheke und die Arznei holen, die er verschrieben hat. Sie sieht alles, hört alles, und läßt es auch geschehen. Wie ich ihr aber den Löffel mit der

Arznei ganz behutsam reichen will, schlägt sie mir demselben mit großem Gelächter aus der Hand. Ich weiß noch immer nicht, was sie will, oder was ihr fehlt, einige Zeit nachher aber rücke ich ihr das Kopfküssen zurecht, da erst entdecke ich im Bettstroh den wahren Grund ihrer Krankheit.

Ich. Im Bettstroh den wahren Grund ihrer Krankheit? — was zum Kukuk war denn das?

Meister Spindler. Unter uns gesagt, es war eine große Flasche mit Branntwein, die meine Frau da versteckt hatte.

Ich. Das war ja ein artiger Streich von seiner Frau. Da glaube ich gerne, daß ihr Blut in Wallung kam, und der Doctor bei der Fühlung des Pulses confuß werden mußte.

Meister Spindler. Nun sehen sie, solche und ähnliche Dinge fallen fast immer vor. Wollte ich darüber reden, so würde ich gar nicht fertig werden, und mit dem Schlagen ist es auch so eine Sache, es fällt manchmal nicht zum Besten aus, und dann — Herr! wissen sie, daß in meinem Lande die Schanze

darauf steht, wenn ein Mann seine Frau schlägt.

Ich. So! — das ist freilich auch ein Umstand, der wieder meinen vorigen Rath zur Strenge ein anderes Ansehen giebt. Auf die Schanze wird sich nicht leicht gerne ein Mann bringen lassen, er verliert, so oft er sich diese Strafe denkt, allen Muth etwas zu unternehmen, seine Frau wird aber desto beherzter. —

Meister Spindler. Da haben sie Recht, das sehe ich ganz an der meinigen, die stützt sich ordentlich darauf, da ich ihr nichts thun kann, und lacht daher nur, wenn ich die Hand erhebe sie zu schlagen; denn sie weiß schon, daß ich solche sogleich wieder sinken lasse, wenn mir die fatale Schanze beifällt. —

Ich. Armer Meister! so etwas ist freilich ärgerlich, und ich will ihm nunmehro gerne zugeben, daß er in einer schlimmen Lage ist.

Meister Spindler. Es ist mir nur lieb, daß sie solches einsehen, so werden sie vielleicht den Weibern auch in ihren Geburtsstunden der Hölle ein Ehrendenkmal setzen, wie dieses bereits bei den Männern geschehen ist.

Ich. Auf diese Art muß ich wohl; aber ich thue es ungern; denn die Schönen werden mir dabei nicht günstig werden; und, da ich bald heurathen will; so möchte ich nicht gerne mit ihnen in Feindschaft gerathen.

Meister Spindler. Lassen sie das gut seyn. Wenn sie keine Frau bekommen, so will ich mich von der meinigen scheiden lassen, und dann können sie einmal mit ihr ihr Heil versuchen.

Ich. Ich danke, guter Meister, behalte er nur seinen werthen Schatz, ich will lieber zeitlebens nicht heurathen.

Achte Urkunde des schreckbaren Weltlaufs.

Die Stiefmutter.

Weil ich einmal bei den Tugenden des schönen Geschlechts stehe, so muß ich auch wohl den unvergleichlichen, allgemein berühmten Stiefmüttern einen Abschnitt weihen. Sie zeichneten sich von jeher durch sanften Charakter und liebevolle Behandlung ihrer Stiefkinder aus. Die Weltgeschichte ist reich an Gutem, das sie schon seit dem Daseyn des menschlichen Geschlechts gestiftet haben. Auch hier habe ich aus ihrer Zahl ein solches Muster vor mir. Es ist ein gottesfürchtiges Fräulein mit Namen Judith von Brendheim. Aus Armuth

und Mangel körperlicher Reize wurde dasselbe religiös, und verleugnete ihren Ahnenstolz so, daß sie sogar einen verwittweten Dorfpfarrer, den Pastor Lenzbach zu Georgenthal, der schon drei Kinder aus der ersten Ehe hatte, heyrathete.

Der gute, mit der Welt noch unbekennte Mann glaubte Wunder, was für eine Eroberung er an Judith für sich und seine Kinder gemacht habe, weil sie das Gesangbuch nicht aus der Hand brachte, und seinen Predigten am fleißigten zuhörte, die Erfahrung offenbarte aber gar bald, welchen theuern Schatz er bekommen.

Judith war kaum mit ihm durch die priesterlichen Bande verbunden, so zeigte sie sich auch in ihrer wahren Gestalt. Sie trat wider ihre beiden noch ganz in ihrer Gewalt stehenden Stieftöchter, zwei artige Mädchen von acht bis zehn Jahren, als vollkommne Despotin auf. Sie durften auch nicht das kleinste Versehen begehen, wenn sie sie nicht dafür auf das härteste züchtigen sollte und manchmal gieng sie sogar so weit, daß sie ihnen da Feh-

ler andichteten, wo sie keine begangen hatten. Die Mägde im Hause hatten es besser als diese Kinder. Bei aller sclavischen Begegnung mußten sie dennoch der lieben Stiefmutter ganz demüthig die Hand küssen, und sie dazu immer gnädige Mamma nennen. So war es schon wie Judith noch keine eignen Kinder hatte, wie aber diese erst hinzukamen, dann wär es doppelt schlimm. Sie zeigte von nun an eine große Vorliebe für dieselben. Wär z. B. der Fall da, wo die Kinder gemeinschaftlich gekleidet werden sollten, so mußten diese immer die schönsten und besten Kleider haben. Ja nicht selten trug es sich zu, daß es den Stieftöchtern ganz und gar an der nöthigen Kleidung gebrach, und daß sie sich daher oft bei der Erscheinung eines Fremden aus Schaam in einem Winkel verkriechen mußten, wenn ihre andere Geschwister in stolzer Pracht einhergiengen. Die liebe Stiefmutter sagte dann doch wohl noch, daß eigne Unordnung und Liederlichkeit ihrer Stieftöchter daran Schuld sey, wenn sie sich vor keinen Fremden sehen lassen könnten.

Daß die Stiefkinder alle die Vergnügungen entbehren mußten, an denen die rechten Theil nahmen, und dennoch keine Klagen darüber führen durften, versteht sich von selbst. Von allen solchen Mißhandlungen schien jedoch Fritz, Lenzbachs ältester Sohn erster Ehe, der in Leipzig auf der Universität war, und Theologie studierte, sicher zu seyn; allein er schien es auch nur, denn im Grunde war er es eben so wenig. Der erste unangenehme Einfluß seiner Stiefmutter zeigte sich darin, daß ihm sein Vater an den ohnedieß sparsam zugemessenen Studierkosten einen noch größern Abzug machte. Schon dieses fiel ihm schmerzhaft; aber doch lange nicht so sehr, als da er ein halbes Jahr darnach die Universität gänzlich verlassen sollte, ohne einmal sein Studium absolvirt zu haben. Er konnte leicht die verborgene Triebfeder errathen, die seinen Vater dazu bestimmt hatte: allein er ließ sich nichts merken, sondern folgte unbedingt dem Befehl und gieng zurück.

Der Eindruck, den sein Wiedererscheinen im väterlichen Hause bei seiner Stiefmutter

machte, war ganz von dem verschieden, den er sich vermuthet hatte. Er dachte jetzt mit seinen übrigen Schwestern gleich strenges Schicksal zu haben, und konnte sich die Begegnung, die ihm nun bevorstehen würde, nicht schlimm genug vorstellen; allein statt dessen sahe er, daß er von seiner Stiefmutter mit der größten Liebe, ja manchmal mit einer Art von Vertraulichkeit behandelt wurde. Ihm war dies ein vollkommnes Räthsel, und so wird es auch vielleicht den meisten meiner Leser seyn; allein wir wollen gleich dazu den Kommentar geben.

Judith hatte bei aller ihrer angestammten Häßlichkeit; denn sie war, mit einer Menge Geistesfehler, auch noch blatternarbicht, schielte auf einem Auge, und trug beständig das Wahrzeichen des Fuchses, rothe Haare, mit sich herum, dennoch eine starke Neigung für das Männergeschlecht. Nun war ihr gleich bei dem ersten Blicke nicht entgangen, daß Fritz ein gar artiger und wohlgebildeter Junge sey. Sie glaubte also doch es nicht mit ihm verderben zu dürfen. Dies war der Grund, warum sie ihn immer so freundlich zulächelte, dabei

die Lippen wohlweislich über die brandigten Zähne zusammenzog, und in keinem andern Tone sprach, als lieber Fritze, schöner Goldjunge. Nur Schade, daß Fritze so stock taub blind in der Liebe war, oder so wenig Gefühl besaß, daß er für alle diese Merkmale der Zuneigung keine Gegenmerkmale hatte, sonst wäre die Sache gleich richtig gewesen.

Doch Judith hatte Geduld, sie wußte wohl, daß es mit der Liebe, besonders gegen Stiefmütter eine mißliche Sache sey, und war daher schon einstweilen mit einigen leichten Flatterien zufrieden, die ihr Fritze machte. Denselben jedoch mit der Zeit beherzter zu gewöhnen, kam sie ihn immer mehr entgegen, und suchte ihn bald auf diese bald auf jene Weise zu verstehen zu geben, wie glücklich er seyn könne, wenn er nur wolle. Sie war jetzt häufiger als sonst mit ihm allein. Er suchte zwar geflissentlich diese Augenblicke zu vermeiden, sie schnitt ihn aber doch manchmal den Rückzug ab. Eingeschlossen dann, wie ein Gefangener, mußte er sich von ihrer Zärtlichkeit bloquiren lassen. Sie schoß einen Seufzer,

einen verliebten Blick um den andern auf ihn ab, drückte ihm wohl tausendmal die Hand, verschob beständig das Busentuch, und sprach dabei von nichts, als von der Unbehaglichkeit, in welcher sich ein junges Weib, sie war erst drei und vierzig Jahre alt, befände, wenn sie mit einem alten Manne zusammen leben müsse.

So lächerlich auch Fritzen dieses Betragen von der einen Seite vorkam, so unangenehm war es ihm doch von der andern, wenn er dabei an seinen Vater dachte. Er stand mehr als einmal auf dem Punkte, seine wahre Herzensmeinung zu entdecken, weil er aber immer noch Hoffnung hatte, daß seine Stiefmutter endlich der vielen vergeblichen Versuche müde werden, und von selbst abgehen würde, so spielte er noch einige Zeit seine alte Rolle fort, d. h. er stellte sich, als wenn er sie nicht verstünde.

In den Gedanken der Besserung betrog er sich aber sehr, was Judith einmal angefangen hatte, das mußte sie auch vollenden, Fritz war einmal der ganze Gegenstand ihres wollüstigen

Begehrens, und sie wagte eher das äußerste, ehe sie seinem Besitzer entsagte.

Weil sie sah, daß alle bisherigen Mittel vergebens waren, so beschloß sie noch eins zu versuchen, das nach ihrer Meinung ohnmöglich fehlschlagen konnte. Sie beschloß zu der Zeit, wenn Fritz schlief, sich gradewegs in seine Kammer zu schleichen, dort, ohne daß er es wußte, das Bette mit ihm zu theilen und ihn dann aufzuwecken. Man sieht hier, wie der Trieb nach Wollust alle Schaam besiegen, und wie er oft Weiber zu den größten Thorheiten verleiten kann.

Judith dachte nicht an das Gefahrvolle ihrer Vornehmens, sondern nur an das Vergnügen bei Fritzen zu seyn, und vielleicht in diesem Augenblicke der Ueberraschung zu ihren Absichten zu gelangen.

Es war einst schon gegen Morgen, als sie sich von der Seite ihres noch schlafenden Mannes wegstahl, und zu ihrem Stiefsohn in die Kammer schlich. Fritz lag gerade in einen recht sanften Schlummer, wer weiß, welches schöne Mädchen seine Phantasie ergötzte; denn

er

er lächelte im Traume, als sie vor sein Bette kam. Sie stand einen Augenblick still, das sanfte, unschuldige Wesen auf dem Antlitze des schlummernden Jünglings brachte sie doch etwas aus der Fassung, und sie wäre bald wieder umgekehrt; allein der Trieb der Wollust war zu groß bei ihr. Je mehr sie den schlafenden, rothwangigen Jüngling betrachtete, um desto mehr gefiel er ihr, und um desto weniger konnte sie dem Verlangen widerstehen, an seiner Seite zu ruhen. Er breitete eben seine Arme aus, da legte sie sich hinein. Eine herrliche Vorstellung für einen Maler: ein geiles, häßliches Weib, und ein schöner, anspruchsloser Jüngling, wie sie beide Arm in Arm daliegen. — Fritz erwachte nicht sogleich, und dies, glaub ich, that Gott Morpheus ihm zu Gute; denn sein jetziges Erwachen konnte doch nicht anders als schreckbar für ihn seyn.

Judith weidete sich eine ziemliche Zeit noch an seinem Anblick, weil ihr aber doch diese stumme Unterhaltung endlich zur Last wurde, und weil sie sich nach mehr sehnte, so suchte sie ihn zuletzt mit Küssen aufzuwecken.

Es gelang ihr, er erwachte; aber der Erfolg dieses Erwachens war ganz anders, als sie vermuthet hatte. Der sanfte Fritze war gewaltig erstaunt, als er seine liebe Frau Stiefmamma bei sich im Bette erblickte. Er fragte eben nicht in dem gelassensten Tone, was dies bedeuten solle? Sie gestand ihm zwar, daß sie ihre große Leidenschaft und heftige Liebe für ihm zu diesem Schritte bewogen, und daß sie nicht eher ruhen könne, bis sie seiner Gegenliebe versichert sey. Er achtete aber darauf nicht, sondern sagte ihr ganz kurz, daß er in ihr Verlangen nicht willigen könnte, und forderte dabei, ihn augenblicklich zu verlassen. Aus seiner zornigen Miene konnte sie erkennen, daß es sein Ernst war. Sie ließ sich aber davon nicht zurückscheuchen, sie gab erst gute Worte, sie drohte dann, wenn er nicht in ihr Begehren willigte. Alles war jedoch vergebens, Fritz blieb einmal für allemal bei seiner ersten Forderung. Endlich, da sie sah, daß alles umsonst war, verließ sie ihn; aber von diesem Augenblicke keimte auch der Gedanke an Rache in ihrer Seele.

Sie konnte ihn nicht lange bei sich verbergen, er verrieth sich bald auf tausenderlei Weise.

Fürs erste wurde Fritz, der vorher so begünstigte Fritz von Stund an auf alle nur mögliche Art durch sie verkleinert. Er war nicht mehr der artige, wohlgelittene Mensch, er war ein lästiger Schwätzer, ein gefühlloser Pedant, der sich nicht einmal für Schuljungen, geschweige denn für die große Welt schickte. Alle seine geistigen Tugenden wurden bestritten, man zweifelte an seinen Kenntnissen, die Predigten die er zuweilen für seinen Vater hielt, wurden für schaal ausgegeben, sein Gefühl fürs Schöne war Schwärmerei, und sein Gefallen am Guten nichts als gleisnerische Selbstsucht.

Sogar seine körperlichen Vorzüge suchte man ihm zu rauben, er war nichts weniger als schön, manche Züge in seinem Gesichte verriethen sogar ein hässiges Gemüth, und insinuantes konnte man gar nichts an ihn erblicken.

Ein Cirkel alter Weiber, die Judithens Vertraute waren, wurden sogleich von diesem

veränderten Gutachten unterrichtet, und da sie weiter nichts, als bloße Echos waren, so stimmten sie auch gerne damit überein.

So war also über Fritzen das erste Verdammungsurtheil gesprochen; er wuste es, lachte aber nur dazu; denn wie konnten Menschen mit Weiberseelen, die selbst voller Fehler waren, über ihn richten, dessen Werth längst von Männern anerkannt war. Ihr Tadel war ihm nur zum Scherz.

Nicht so gleichgültig aber nahm er es auf, als er sah, daß sich auch die Liebe seines Vaters von Tag zu Tag verminderte, und daß seine Stiefmutter es geflissentlich darauf anlegte, ihn nur überall Verdruß zu machen. Diese Fälle ereigneten sich jetzt aber sehr häufig. Fritz durfte sich nur einmal seiner leiblichen Schwestern, wenn sie, wie nicht selten geschah, mit Unrecht bedrängt wurden, annehmen, dann wurde er gewiß gleich bei seinem Vater als Ruhestöhrer angegeben. Eben so gieng es, wenn etwas anderes unangenehmes im Hause vorfiel, da mußte er gewiß allemal der Urheber davon seyn. Seine Stiefmutter wußte es immer so fein einzuleiten, daß er bei solchen Gelegen-

heiten sich nie ganz vom Verdacht freimachen konnte.

Nur ein kleines Beispiel davon zu geben: Fritz saß einst in seines Vaters Garten und las in einem Buche. Weil er ganz aufmerksam auf seine Sache war, so gab er nicht auf das Acht, was außer ihm vorgieng. Unterdessen war sein kleiner Stiefbruder von drei bis vier Jahren an dem in den Garten befindlichen Teich gerathen, hatte dort gespielt, und war hineingefallen. Fritz wurde ihn nicht eher gewahr, als bis er schon darinnen lag. Er eilte sogleich herbei ihn zu retten. Da er ihn in der Nähe nicht beikommen konnte, so stieg er in den Kahn, der immer schon auf dem Teiche parat stand, und fuhr nach ihn hin. Aber eben, als dieß geschah, kam seine Stiefmutter. Diese sah kaum ihr Söhnchen im Wasser, so erhob sie ein solches Geschrei, daß alles im ganzen Hause zusammenlief. Sie hätte es nicht nöthig gehabt, denn Fritz hatte seinen Bruder schon gerettet. Es war ihr aber auch nicht darum zu thun, sie wollte nur ihren Stiefsohn in den Verdacht einer schlech-

ten Handlung beingen. Davon zeigte ihr nachheriges Betragen; denn sie sagte bald darauf ganz ungescheut vor allen, daß Fritz seinen Bruder mit Fleiß ins Wasser geworfen und ihn nur darum, weil sie dazu gekommen, wieder herausgezogen habe, um sich bei allen bösen Absichten auch noch den Anschein des Guten zu geben.

Ihre Behauptung recht wahrscheinlich zu machen, versicherte sie selbst noch beim Hereintreten in der Gartenthür gesehen zu haben, wie er das unschuldige Kind aus dem Kahn ins Wasser gestoßen.

Eine solche Bosheit und schändliche Erdichtung von einem Weibe, von seiner Mutter, hatte sich Fritz gar nicht vermuthet. Er berief sich, weil er keine andern Zeugen hatte, zum Beweiß seiner Unschuld auf Gott und sein gutes Gewissen.

Dieses fand auch bei den meisten Glauben; denn sie kannten ihn und kannten seine Stiefmutter; manche aber ließen sich doch dadurch nicht abhalten, einigen Verdacht auf ihn zu werfen, und darunter war auch sein Vater,

der ohnedieß schon wieder ihn eingenommen war. Judith wußte wohl, daß das letztere so kommen würde, und freute sich innigst, daß ihr diese neue Gelegenheit zur Rache so gut gelang.

Ihr Zorn war aber dadurch noch lange nicht gestillt. Fritz sollte erst noch mehr empfinden, was es hieße, eine beleidigte Stiefmutter zu haben. Er hatte sich einst ihren Wünschen entgegengesetzt, diese Verwegenheit konnte er nicht anders als mit dem Leben büßen.

Sie glaubte den Anschlag zu seinem gänzlichen Verderben nicht besser ausführen zu können, als wenn sie ihn unter das Militär brächte. Die Abneigung, die Fritze gegen diesen Stand hatte, und die ihr mehr, als zu wohl bekannt war, gab ihr nur desto größere Aufmunterung ihr Vorhaben durchzusetzen, sie lehrte sie aber auch beim Ganzen vorsichtig zu Werke gehen. Aus diesem Grunde spielte sie hier wieder die Scheinheilige. Sie ließ erst einige Zeit verstreichen, wo sie ihren Stiefsohn ganz gut behandelte, ehe sie mit ihrem Plane

herausrückte, und dann stellte sie den Soldatenstand auf der schönsten, glänzendsten Seite, als den einzigen Weg zu Fritzens Glück dar. Hier, sagte sie, könnte Fritz von seinem schlanken Wuchs und Kenntnissen, es war wieder das erstemal, daß sie beides rühmte, den besten Gebrauch machen. Mars lohne seine Schüler besser, als das geistliche Panier, wo mancher erst viele Jahre als Candidat ganz mühsam um ein bischen Brod betteln müsse.

Zum Beweis des erstern berief sie sich auf ihren Bruder, der bei dem Kaiserlich Königlichen Militär in kurzer Zeit bis zum Hauptmann avancirt sey. Sie hätte nicht vergessen sollen, daß daran seine Tapferkeit am wenigsten Schuld war, sondern blos gute Gönner und Freunde; allein davon schwieg sie wohlweislich. Desto häufiger brachte sie dagegen die Vortheile in Erwägung, die ihr Herr Bruder Fritzen leisten könne, wenn derselbe mit ihm unter einem Monarchen Dienste nähme.

Alle diese Vorspiegelungen von Glück machte sie aber nicht etwa ihrem Stiefsohne selbst, sondern blos ihrem Manne. Dieser

sollte erst jenen dadurch zu ihren Absichten zu disponiren suchen.

Er würde sich auch bei der Gewalt, die Judith über ihn hatte, leicht dazu haben bereit finden lassen, wenn er nur eine einzige Sorge nicht gehabt. Diese war das Predigen. Er hielt solches für die schwerste Arbeit, weil dazu ein paar gute Lungen erfordert wurden: diese hatte er nicht, und wer sollte nun für ihn vicariren oder die Lungenprobe bestehen, wenn Fritze unter die Soldaten kam. Der Gedanke machte ihn doch etwas unruhig und er schob darüber ziemlich die Perücke hin und her. Judith merkte aber gleich, wo es ihm fehlte, und kam ihm mit Wundbalsam entgegen. Mein Schatz, sagte sie, wenn dir etwa vor dem Predigen bange ist, so darfst du ja nur einen von den armen Candidaten, deren es eine solche Menge giebt, zu dir nehmen.

Damit war er gleich wieder zufrieden gestellt und nun mochte Fritze immer zehnmal Soldat werden. Er trug jetzt kein Bedenken mehr selbst bei seinem eigenen Sohne den Werber zu machen.

Wer sich aber nicht so leicht engagiren ließ, war Fritze. Er sagte sogleich in drei bis vier Worten seine Meinung, und brachte so bündige Argumente gegen den Soldatenstand vor, daß sein Vater sich einer offenbaren Sünde hätte theilhaftig machen müssen, wenn er ihn länger dazu gerathen hätte. So etwas war aber doch der alte Lenzbach nicht fähig; denn er war zwar schwach und ließ sich leicht zu etwas bereden, wenn ihn aber gerade jemand von der rechten Seite faßte, dann war er auch nicht im Stande für den Augenblick Widerstand zu leisten. Die Sache nahm also doch eine andere Wendung, als Judith vermuthet hatte. Wäre sie nun eine Person gewesen, die sich leicht durch etwas aus der Fassung bringen ließ, so hätte sie jetzt ihren Plan aufgeben müssen, dies war sie aber nicht. Sie wußte sich immer, wenn es ihr auf diese Weise fehlschlug, wieder auf einer andern zu helfen. So war es auch hier ihr eine Kleinigkeit, ihren Mann dennoch zu einer andern Zeit für ihre Meinung einzunehmen, und das mit List und Gewalt durchzusetzen, was sie

nicht in Güte erreichen konnte. Sie schlug jetzt vor, Fritzen, der nicht wisse, was zu seinem Besten diene, auf eine ihm selbst unbekannte Art zu den Stand zu bringen, der allein sein Glück machen könne. Als Mittel dazu gab sie an, eine Spazierfahrt nach einem benachbarten Orte, wo kaiserliche Werbung lag, zu veranstalten, und dort Fritzen durch vorher bestellte Werber mit Gewalt enrolliren zu lassen. Dieses wurde auch so angenommen und ausgeführt. Fritz ward nicht eher etwas davon gewahr, als bis er sich schon unter Werbershänden befand. Er bot jetzt alles auf, sich zu befreien, aber umsonst. Man hatte schon solche Anstalten getroffen, daß er sich nicht wieder losmachen konnte. Am Tage schloß man ihn in eine Kammer ein, und des Nachts wurde er gleich fort nach Eger transportirt.

Oestreich hatte damals mit den Franzosen Krieg. Fritz war kaum etwas exercirt, so mußte er auch schon am Rhein, wo der Kriegsschauplatz war. Sein Stiefoheim wurde sein Vorgesetzter, dies hatte seine Stiefmutter schon so einzuleiten gewußt.

Er kam dadurch aufs neue in die Gewalt eines Tirannen; denn allgemein war es bekannt, daß Brendheim mit seinen Leuten in und außer den Krieg am grausamsten umgieng, und sie oft auf die muthwilligste Weise aufopferte.

Gegen Fritze zeigte er sich jedoch anfangs nicht strenge, er war vielmehr gegen denselben sehr gnädig, und versicherte, daß er in Rücksicht seiner Schwester, und der Freundschaft, in der er mit ihm stünde, alles für sein baldiges Avancement thun wolle. Fritze wußte aber schon, wie es mit dergleichen Versicherungen war, und bat nur, daß man ihm nach Verdienst behandeln möchte. Er hatte auch Ursache genug zu dieser Bitte; denn alle Versprechungen seines Stiefoheims waren weiter nichts als Verstellung. Dies bewieß sich sehr bald.

Fritz hatte sich bereits bei mehrern Gelegenheiten ausgezeichnet, hatte mehrere Wunden davon getragen, und man dachte immer nicht an seine Beförderung. Er war Gemeiner

und blieb Gemeiner, indeß ihm andere immer vorgezogen wurden.

Dies konnte ihm nicht anders als auffallend seyn. Er gieng jetzt zu seinem Stiefoheim und erinnerte ihn etwas ernsthaft, jedoch bescheiden, an sein Versprechen. Da kam er aber recht an; Brendheim wartete längst auf diesen Augenblick, er läugnete jetzt geradezu, Fritzen eine Zusage gemacht zu haben, und nannte sein Verlangen keck und verwegen.

Daß diese Behandlung Fritzen aufbringen würde, wußte er; allein eben darum that er es, er dachte derselbe sollte sich dadurch etwa zu einer subordinationswidrigen Handlung verleiten lassen. Wenn dies geschehen wäre, dann würde es freilich gleich um ihn gethan gewesen seyn; allein Fritz kannte die Kriegsgesetze, und hatte auch bei dem größten Zorn noch immer so viel Vernunft, daß er sich zu rechter Zeit zu mäßigen wußte. Er schwieg zu diesen Beleidigungen, und gieng; seine Miene sagte aber noch im Weggehen, daß er weit über ein so niedriges Verfahren erhaben sey.

Brendheim fühlte diesen Vorwurf, er ließ sich aber doch dadurch nicht an seinem Plane zu Fritzens gänzlichen Verderben abbringen. Weil ihm dieses Mittel mißlungen war, so versuchte er ein anderes. Er verschaffte jetzt Fritzen die kleine Charge eines Unterofficiers, stellte ihn dabei aber immer an so gefährliche Posten, daß er seinen sichern Untergang voraussehen konnte. Dieser erfolgte auch.

Fritz, der einst mit einem kleinen Commando gegen einen viel stärkern Feind ausgeschickt war, wurde bei seiner tapfern Gegenwehr so stark verwundet, daß es ihm beinahe das Leben gekostet hätte.

Unter mehrern gefährlichen Blessuren hatte ihn auch eine Kartätschenkugel den rechten Fuß zerschmettert, und dadurch kam es so weit, daß ihm das ganze Bein abgelöst werden wußte. Er litt erschrecklich, war mehr als einmal dem Tode nahe, kam aber doch endlich durch seine gute Natur mit dem Leben davon. Gott! was war aber jetzt sein Loos? er war Krüppel und hatte seinen Abschied. Soweit hatte ihn also seine Tapferkeit gebracht! Er fühlte auch von

dieser Seite das Schreckliche des Kriegs. O wie thöricht, rief er aus, ist doch der, der seinen Ruhm auf einer so unsichern Laufbahn sucht. Ich würde mich nie derselben anvertraut haben, wenn mich nicht Menschen, die sich meine Brüder und Schwestern nannten, die an mir Vater und Mutterstelle vertreten wollten, betrogen und sclavisch dazu verkauft hätten.

Er griff jetzt zu seiner Krücke und wollte zu seinem Stiefoheim hinken, um ihm seinen Dank für die viele Liebe, die er an ihm bewiesen hatte, abzustatten. Dieser hielt es aber nicht für gut, ihn vor sich zu lassen, vermuthlich weil er fürchtete, daß dieser Dank ihn zu sehr beschämen möchte, und weil er seinen Vetter jetzt gerne das Leben gönnte. Fritze kannte schon seine gute Denkungsart, er ließ ihn gehen und suchte jetzt nur seine väterliche Heimath auf. Freilich auch für ihn ein trauriger Zufluchtsort, wenn er an die Quelle seines Unglücks, an alles das Uebel dachte, das ihm schon dort begegnet war; allein er glaubte sein Unglück würde doch nunmehr seine Stiefmutter wieder mit ihm ausgesöhnt haben.

Mit diesem Trost kam er wieder vor seines Vaters Haus; allein schon sein erster Empfang war ihm hier entgegen. Das Unglück wollte daß sein Stiefbruder, jetzt ein Knabe von eilf Jahren, gerade vor der Hofthür war, ihn für einen der gewöhnlichen Bettler ansah, und als solchen mit den Hunden weghetzen wollte. Vergebens rief ihm Fritze zu, daß er sein Bruder sey; der Junge, der schon an die Wildheit gewöhnt war, hörte ihn nicht, und die wilde Bestie von Thier ließ nicht eher nach ihn anzufallen, bis er sie mit einem Schlag seiner Krücke todt zu Boden streckte. Nun hatte er zwar vor einen Augenblick Ruhe, das Uebel war aber dadurch im Ganzen schlimmer gemacht. Kaum sah sein Stiefbruder den Hund todt da liegen, so erhob er im Hause einen solchen Lerm, als wenn Feuer ausgekommen wäre. Natürlich kam Judith hierauf gleich herbeigelaufen, und da sie Fritzen sah, ihn als den Urheber des ganzen Unglücks erkannte, so brach über ihn ihr ganzer Zorn aus. Sie dachte nicht an sein gegenwärtiges Elend, nicht daran, daß sie die Ursache desselben war, ihre

Grau-

Grausamkeit gieng so gar so weit, daß sie nicht einmal seine Person anerkannte, ihn als einen ganz Fremden betrachtete, und als solchen sogar auf die Straße hinaus werfen lassen wollte. — Je mehr Fritze behauptete, daß er ihr Sohn sey, und je mehr er sie bat, ihn nur anzuhören, um desto zorniger wurde sie. Sie nannte ihn jetzt gerade ins Gesicht einen Betrüger, weil er sich für ihren Stiefsohn ausgebe, von dem sie doch gewiß wisse, daß er in der Schlacht geblieben sey, und dichtete ihn an, als wenn er sich unter diesen erborgten Namen in ihr Haus einschleichen wollte.

Dies letztere überstieg Fritzens Geduld, er konnte sich jetzt nicht länger fassen. Mutter schrie er noch einmal zähneknirschend, aber nicht meine, sondern des Teufels Mutter, höre jetzt auf, mich durch dein schändliches Herz zu verfolgen, oder ich will dir noch mit dem letzten Ueberrest deiner Bosheit, mit dieser Krücke, beweisen, wer ich bin. — Er zog dabei schon die Krücke in die Höhe, um, wenn er noch mehr gereizt würde, sich damit zu vertheidigen, allein ein unversehener Stoß von seiner Stief-

mutter und seinem Stiefbruder zugleich, machte, daß er in demselben Augenblick zur Erde fiel.

Jetzt lachte ihn noch Judith aus, ließ ihn liegen, und gieng triumphirend davon.

Ueber eine halbe Stunde blieb er so liegen; denn niemand half ihm auf, und er selbst konnte vor sich nicht aufsehen. Endlich kam ein alter bekannter Knecht seines Vaters, diesen rief er an, und derselbe brachte ihn wieder auf die Beine.

Fritz (als er wieder auf war). Johann, reich mir auch meine Krücke und sieh mich dann einmal recht an.

Johann (giebt ihn die Krücke, und sieht ihn mit Verwunderung an) das Gesicht ist mir bekannt, sie sind doch nicht etwan gar meines Herrn ältester Sohn, der vor einigen Jahren weggekommen ist, ohne daß jemand wußte wohin?

Fritz. Ja! der bin ich.

Johann. Aber um Gotteswillen, wie sehen sie denn aus.

Fritz. Freilich nicht wie damals, aber sieh, das ist das Werk meiner schönen Stief-

mutter, sie hat mich unter die Soldaten verkauft, mich zum Krüppel gemacht, und will mich doch jetzt nicht einmal für ihren Sohn anerkennen.

Johann. Wäre es möglich! könnte menschliche Bosheit so weit gehen! — doch ja, diesem Weibe ist alles zuzutrauen. Wie macht sie es nicht ihrem Gesinde? wer kennt nicht die Behandlung ihrer Stieftöchter, ja ihres eigenen Mannes! —

Fritz. Du sprichst von meinen Geschwistern, von meinem Vater — o sag! wie geht es ihnen?

Johann. Ach! von allen kann ich ihnen schlechten Trost geben; ihre jüngste Schwester ist tod, und man sagt, daß ihre Stiefmutter vieles mit zu ihrem Tode beigetragen. Ihre älteste Schwester hat, vermuthlich auch halb und halb aus Ueberdruß der schlechten Behandlung, die sie von ihrer Stiefmutter erdulden mußte, geheurathet; denn dem Gerüchte nach lebt sie nicht zum Besten mit ihrem Manne; und ihr Vater liegt am Gallenfieber krank.

Fritz. Gott! wie viel Unglück kann nicht ein einziger Mensch über eine ganze Familie bringen. — Johann, nenne mir den Aufenthalt meiner verheuratheten Schwester, ich muß sie sehen, sie ist noch meine einzige Zuflucht.

Johann erfüllte sein Verlangen, Fritz drückte ihn dafür dankbar die Hand, und machte sich jetzt auf den Weg. Er hatte ohngefähr die Hälfte desselben zurückgelegt, da begegnete ihm eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme. Er kannte sie nicht, fragte sie aber zufälligerweise, wie weit er noch nach Weisenfels hätte, dies war der Ort, wo er hin wollte. Die Frau berichtete ihn, sah ihn aber dabei ganz bedeutungsvoll an, und fragte, was er denn in Weisenfels machen wolle. Ich will, antwortete er, dort bei meiner Schwester, die, so viel ich weiß, an einen Nadler verheurathet ist, Schutz suchen.

Wie heißt denn seine Schwester, fragte die Frau noch neugieriger.

Sophia Schwarzach, antwortete er, sie ist eine gebohrne Lenzbach.

Ach! versetzte jetzt die Unbekannte, armer Bruder, und umarmte dabei Fritzen, hier ist deine unglückliche Schwester, du willst Schutz bei ihr suchen, und sie ist selbst von aller Welt verlassen. —

Fritz konnte sich noch nicht von seinem Erstaunen erholen, da erzählte ihm jetzt Sophia, wie sie durch die grausamen Mißhandlungen ihres Mannes gezwungen worden mit ihrem einzigen Kinde davon zu gehen. Ach! Himmel, sagte Fritz, so muß denn alles Unglück über uns hereinbrechen, du bist durch deinen Mann von Haus und Hof vertrieben, und ich muß als Krüppel in der Welt umherwandern. Mein ganzes Elend, fuhr Sophia fort, habe ich meiner Stiefmutter zu danken. Diese hat mich durch ihre harte Behandlung dahin gebracht, einen Mann zu heurathen, den ich nie lieben konnte, ich glaubte einem Unglücke zu entgehen, und bin in ein noch größeres gekommen.

Eben dies Weib, klagte Fritz mit ihr, das dich elend machte, hat auch mich ins Verderben gebracht. Ich würde nie den Soldatenstand gewählt haben, wenn ich nicht mit Ge-

walt dazu gezwungen worden wäre. Du weist doch die Zeit, wo ich einmal plötzlich verschwand.

O sehr gut, sagte Sophia.

Damals, fuhr Fritze fort, hat mich meine Stiefmutter unter die Soldaten verkauft. Wie glücklich könnte ich vielleicht jetzt seyn; durch die Rache dieser Frau aber, der ich nie etwas Leids gethan, muß ich zeitlebens elend bleiben.

Du mußt sie doch, entgegnete Sophia, irgendwo beleidigt haben; denn anfangs war sie ja so gut auf dich zu sprechen.

Ich wüßte nicht, erwiederte Fritz, es müßte denn dieses seyn, daß ich mich nicht ihren schändlichen Absichten zur Wollust Preiß gegeben.

O das war genug, versetzte Sophia, sie hat mich und unsere verstorbene Schwester oft noch um geringerer Ursachen willen gemißhandelt.

Ach erinnerst du mich, Sophia, an das gute, vortreffliche Mädchen, rief Fritz, als er von seiner verstorbenen Schwester hörte, ich wußte ihr Schicksal längst; auch ihr Verlust

erweckt meinen Schmerz und verstärkt noch die Ursache des Hasses gegen meine Stiefmutter.

Laß unsre Stiefmutter, unterbrach ihn Sophia, sie wird ihren Lohn schon erhalten, vergiß auch unsere Schwester, denn sie hat ausgelitten; aber sag, was sollen wir in unserm Unglück anfangen? unsre Lage ist jetzt die schrecklichste! von allem verlassen, bleibt uns nichts mehr übrig, als zu betteln — ha! und betteln — Bruder, dazu kann ich mich unmöglich entschließen. Komm nur, Sophia, sagte Fritz ganz ruhig, und nahm seine Schwester beim Arm, für uns ist das Betteln Ehre; denn jeder wird Mitleiden mit uns haben, wir dürfen ihn nur zurufen, so weit hat uns unsre Stiefmutter gebracht! —

Neunte Urkunde des schreckbaren Weltlaufs.

Lebenslauf eines Freudenmädchens.

Ich war einst in einem Weinhause zu Berlin, da hörte ich von der schönen Leonore sprechen. Es ist doch Schade, ließ sich ein junger Stutzer, dem man das Glück der Liebe gleich an seiner halbverlornen Nase ansehen konnte, heraus, daß diese schöne Flatterrose, die schon so manchem Schmetterling zur Wonne diente, vor der Zeit ihren Duft verlieren, und eine Lustparthie der Würmer werden soll. Du hast Recht, Bruder, setzte ein andrer hinzu, Cupido lohnt seine Freunde schlecht; er hätte immer

diesen Tummelplatz der Liebe noch einige Zeit offen lassen können. Beklagt euch nicht, fügte ein Dritter bei, alles in der Welt währt nur eine Weile, und auch das beste Reitpferd muß ruinirt werden, wenn es zu oft vermiethet wird, oder an zu verschiedene Reuter kömmt. Leonore hat für ihr kurzes Daseyn ihre Dienste reichlich gethan. —

Solche sartige Scherzreden, die eben nicht geeignet waren, bei mir den Werth der Menschheit zu erhöhen, fielen noch eine Menge; ich hörte aber nicht darauf, weil ich meine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand gerichtet hatte. Dieser war der Wirth vom Hause. Er stand ganz einsam und traurig in einem Winkel, und hatte ohngefähr eben die Miene wie ein Kaufmann, der an einem ausgegangenen Handelsartickel die verborgenen Procente überrechnet. Was gilt's, sagte ich gleich bei mir, der Mann hat mehr Gefühl für Verlust und wird Leonoren besser zu schätzen wissen, als jene jungen Herren. Dies traf auch zu. Als ich ihn fragte, warum er denn so verdrüßlich sey, antwortete er mir, da möchte auch

der Teufel gleichgültig bleiben, wenn es einem so geht! wie mir. Vor acht Tagen habe ich mein bestes Reitpferd eingebüßt, und jetzt geht mir wieder ein Mädchen zu Grunde, auf das ich fast alles rechnen konnte. Wenn das Ding so fortgeht, so bin ich ein total geschlagener Mann. Wissen sie wohl, was ich an Leonoren verliere?

Ich konnte mir den Anschlag schon so ohngefähr vorstellen, wenn ich bedachte, daß er Leonoren mit seinem Reitpferde in Parallele stellte, aus Neugierde fragte ich aber doch: nun, wie viel denn? Jährlich baare tausend Thaler, antwortete er, und das reicht noch nicht, wenn ich die Gesellschaft alle erwäge, die sie mir zugezogen hat. Sie können daraus schließen, fuhr er fort, was sie für ein herrliches Mädchen war. Ich verstand mich nicht auf die Art von Menschenschätzung, sonst hätte ich ihn antworten wollen. Ich ließ aber dies jetzt ganz bei Seite, und fragte blos, ob denn Leonora so ganz verloren, und gar keine Rettung mehr für sie sey. Es müßte ein Wunder geschehen, versetzte er, sonst ist es unmöglich;

denn die Würmer haben bereits schon zu viele Ansprüche auf sie gemacht. Sie sollten sie nur sehen, ach! es ist ein furchtbarer Anblick, kaum entdeckt man mehr an ihr die Spuren der Menschheit, und sonst war sie doch das wohlgebildetste Frauenzimmer, das es geben konnte.

Diese Beschreibung machte mich ganz begierig Leonoren zu sehen; denn sie dauerte mich. Ich zeigte gegen den Wirth mein Verlangen. Er erfüllte dasselbe gegen ein gutes Trinkgeld, und führte mich in ein kellerähnliches Gemach.

Erstaunen und Schrecken zugleich fesselten meine Sinne, als ich hier auf faulem Stroh ein noch ganz junges Frauenzimmer erblickte, das schon mit allen traurigen Anzeigen der Verwesung kämpfte. Ich näherte mich demselben auf einige Schritte. So wie es mich aber gewahr wurde, hielt es ein weißes Tuch, welches es immer bei sich hatte, und das schon ganz naß von Thränen war, vor das Gesicht. Dieses noch nicht ganz verlorne Gefühl für Schaam erweckte in mir noch mehr Mitleiden mit der Unglücklichen. Ich wurde auch begie-

rig ihre Lebensgeschichte zu wissen, und gab ihr dieses zu verstehen. Sie zeigte sich dazu bereit; ließ mir aber merken, daß sie gerne ohne Zeugen seyn wolle. Ich ersuchte also den Wirth, mich einen Augenblick mit dieser Person allein zu lassen. Er ging.

Jetzt fing die Unglückliche gegen mich an: Sie sehen hier in mir eine Elende, die alle Quaalen eines ausschweifenden Lebens büßet, verdammen sie mich aber nicht eher, als bis sie mich angehört haben. Nicht eigner Hang zur Wollust, Leichtsinn, oder ein verdorbenes Herz war es, was mich so frühzeitig auf die Bahn des Lasters brachte, und mich jetzt in der Blüthe meiner Jahre unter den größten Quaalen zur furchtbaren Beute des Grabes macht; ich bin eine Verführte, eine durch die Schuld meiner eignen Mutter Unglücklichgewordene.

Sie werden erstaunen, wenn ich ihnen sage, daß ich schon in meinem vierzehnten Jahre meine Unschuld dem Geldgeize der Grausamen aufopfern mußte. Hier war es, wo mein Vater, der die Stelle eines Nachtschreibers

zu E. verwaltete, starb, und meiner Mutter wenig außer mir und meiner ältesten Schwester hinterließ.

Die gute Bildung, die uns beiden Mädchen, besonders mir, von der Natur verliehen war, erregte bald die Aufmerksamkeit unsrer Mutter, und ließ ihr in uns eine reiche Quelle des Erwerbes, und einen vollkommnen Ersatz für ihre dürftigen Umstände erblicken. Sie ermangelte nicht, uns bald von ihren Gedanken zu unterrichten, und wandte alles an, uns für ihre Absichten zu stimmen. Der äußere Schimmer eines scheinbaren Glücks, und ein Blick auf unsere Armuth verblendete auch meine älteste Schwester, daß sie sich ihrem Willen ergab. Nicht so geschwind ging es aber mit mir, ich bestand darauf, mich ehrlich und redlich durch meine Händearbeit zu nähren, und wollte meine Tugend und Unschuld um keinen Preis hingeben. — Diesen Vorsatz erklärte ich so oft, und mit so vieler Freimüthigkeit, daß meine Mutter, wenn sie nur noch die geringste Menschlichkeit besessen, gewiß Schonung und Mitleid mit meiner Jugend gehabt hätte.

Allein diese Grausame kannte nichts von jenen edleren Gefühlen, daher ließ sie auch nicht eher nach, bis sie mich gleich meiner andern Schwester verführt und unglücklich gemacht hatte.

Sie schlug, weil ich mich nicht gutwillig in ihre Absichten fügte, bei mir jetzt den Weg der List und heimlichen Gewalt ein. Sie stellte sich, als wenn sie mir nachgebe. Du sollst, sagte sie einst, wie ich wieder einmal, nach meiner gewöhnlichen Art, in einem Winkel saß, und über ihre schändlichen Zumuthungen weinte, du sollst deinen Willen haben, und dich auf deine eigne Hand mit weiblichen Verrichtungen ernähren; aber laß dir auch gefallen, wenn ich dich außer dem Hause in Arbeit bringe; denn da du dich nicht zu mir und deiner Schwester hältst, so kannst du auch nicht länger bei uns bleiben. Recht gerne war ich damit zufrieden, und bat nur meine Mutter, mir sobald als möglich eine Gelegenheit auszumachen.

Sie ging auch sogleich, um, wie sie sagte, dieses zu bewerkstelligen, und kam nach einiger Zeit mit der Antwort wieder, daß sich eine

solche Person, wie ich wünschte, gefunden, und daß ich nur gleich mitgehen möchte. Voll Vergnügen darüber drückte ich meiner Mutter die Hand, und folgte ihr.

Sie führte mich durch mehrere Straßen hindurch vor ein großes Haus. Hier mußte ich mit ihr drei Treppen hinaufsteigen, und zu einem Zimmer hineingehen, das ganz dunkel und einsam auf einen Hof herausgieng. Schon dieses machte mich ganz furchtsam, und ich ahndete gleich nichts gutes. — Meine Furcht stieg aber noch höher, als ich in der Stube gar Niemanden bemerkte. Ich fragte ganz erschrocken meine Mutter, wo sie mich denn hin führe, und wo denn die Person sey, zu der sie mich bringen wolle. Sie antwortete mir nicht; gleich darauf aber kam aus dem an die Stube stoßenden Alkoven ein dicker Herr, dessen Gesicht ganz von Feuer glühte. Sein ganzes Ansehen sagte mir gleich, daß es ein geiler Wollüstling war, und da er auch alsbald ein heimliches Gespräch mit meiner Mutter anknüpfte, so blieb mir jetzt gar kein Zweifel mehr übrig, daß ich ihm zur Unzucht verkauft

sey. Diese Gefahr gab mir sogleich den Gedanken zur Flucht ein. Ich lief nach der Thüre; ehe ich sie aber noch erreichen konnte, war mir schon meine Mutter, die es bemerkt hatte, zuvorgekommen, und hatte dieselbe abgeschlossen. Jetzt war mir alle Zuflucht abgeschnitten. Ich war darüber ganz wüthend, und fragte meine Mutter im höchsten Zorne, was sie mit mir im Sinne habe. Nichts schlimmes, antwortete sie mir, du sollst dich den Willen jenes Herrn unterwerfen. So, rief ich, dazu haben sie mich hierher geführt! das ist die Versorgung, die sie mir geben wollten! alles war also blos Verstellung und ich soll dennoch um die Ehre und Unschuld betrogen werden, für die ich so lange gekämpft habe! — Ha! ist denn kein Gott im Himmel, der die Tugend schützt, und dich, Rabenmutter, für deine Vergehungen züchtiget! — Durch diese Reden, hoffte ich, sollte sie noch in sich gehen; aber umsonst, sie hatte einmal mein Verderben beschlossen, und da ich in Güte ihren Willen nicht folgte, so faßte sie mich gewaltsam bei den Haaren, und schleppte mich

mi:

mit eignen Händen zu den Fremden, der schon meiner auf einem Faulbette harrte. Ich nahm jetzt, weil ich mich ganz unterdrückt sah, noch zu den letzten Mittel, zu Bitten und Flehen, meine Zuflucht, ich fiel dem Fremden zu Füßen, und beschwor ihn bei allem, was heilig sey, mich nicht unglücklich zu machen, sondern edelmüthig zu handeln, und mich freizugeben. Er würde auch vielleicht, so sehr er übrigens Wollüstling war, sich von meinem Flehen haben rühren lassen, und von seinen Begehren abgestanden seyn; aber meine Mutter gab dies nicht zu. Sie hätte hier den Ruhm einer Kupplerin entbehren müssen, und der war ihr mehr werth, als alles Glück ihrer Tochter. — Lieber suchte sie ihn also noch aufzumuntern, daß er seinen schon halb errungenen Sieg vollenden möchte. Ihr hatte ich denn auch endlich noch zu verdanken, daß ich um meine Unschuld gebracht wurde. —

Ach! es war von ihr die schändlichste That! Sie legte dadurch den Grund zu meinem ganzen künftigen Unglück. —

Da ich einmal um meine Ehre gekommen war, so ließ ich mich auch leicht zu mehrern ähnlichen Lasterthaten verleiten, und wurde würklich das, was meine Mutter und Schwester aus mir zu machen wünschten, nämlich das ausschweifendste Freudenmädchen. Mein Ruf erscholl bald in der Stadt, und bei der großen Anzahl der jungen Wollüstlinge unserer Zeiten, fehlte es mir nie an Liebhabern. Ich trieb jetzt das lasterhafte Gewerbe einer Buhlerin mit meiner Schwester in Gemeinschaft, versteht sich insgeheim; denn die gute Polizei unsers Orts würde solches nie öffentlich zugegeben haben. Dies dauerte fort, bis unsre Mutter an derselben schändlichen Krankheit, an welcher ich jetzt leide, elendiglich starb. Sie hatte diesen Tod einestheils an uns, ihren Töchtern, verdient. —

Ihr schreckliches Ende hätte uns eine Warnung seyn sollen, die Lebensart fortzusetzen, die wir angefangen hatten; aber weit gefehlt. Wir waren entweder zu leichtsinnig, oder schon des Lasters zu sehr gewohnt; daher konnte uns auch nichts davon abbringen. Ich

fand besonders jetzt noch mehr Geschmack an meinen bisherigen Ausschweifungen als sonst, und da ich mich ohnedieß mit meiner Schwester nicht gut vertragen konnte, so gieng ich jetzt in ein Bordell nach Berlin. — Dort glaubte ich erst mit meiner Schönheit eine Rolle spielen zu können; allein es währte nicht lange, als ich in den schrecklichen Zustand gerieth, in dem sie mich jetzt sehen. Ich büße nun alle die grausamen Folgen meines vorigen Lebenswandels. Kein Trost, keine Hülfe ist mehr für mich. Ich weiß, daß ich sterben muß, und ich sterbe gern, denn jeder Augenblick verpestet doch nur mein Daseyn, da er mich an das erste Verbrechen meiner Mutter erinnert. Sie endete hier und ein neuer Strom von Thränen entstürzte ihren Augen.

Ich verließ die Unglückliche mit der tiefsten Betrübtniß des Herzens — sie verdiente es auch; denn sie konnte vielleicht die glücklichste Person seyn, wenn nicht Menschen an ihr in ihrer frühen Jugend zu Teufeln wurden.

Zehnte bis zur funfzigsten Urkunde des schreckbaren Weltlaufs

Vacant.

Ich wollte hier etwas tiefer in das Accouchement der Hölle eindringen, und nicht blos bei ein paar Kindern derselben stehen bleiben, sondern auch ihren hohen Vätern und respectiven Pathen eine Geburtsgratulation überreichen; allein zwei triftige Argumente stellten sich mir dabei entgegen. Das erste war der dreiköpfige Höllenhund Cerberus, der mir seinen feurigen Rachen am Eingange der Hölle vorhielt, und sich dabei gerade wie ein beleidigter Criticker gebährtete; das zweite ein Befehl Pluto's. Er lautete also:

„Niemand unterstehe sich bei meiner al-
„lerhöchsten Ungenade zu viel von der
„Hölle zu sprechen, oder wohl gar meine
„Person mit ins Spiel zu bringen;
„denn, ob ich schon weiß, wer ich bin,
„so soll doch jedermann anders von mir
„denken, und auch unter der Hölle selbst
„sich den Himmel vorstellen."

Das war nun, allen Respect sonst vor Pluto's hoher Person, eine starke Prätension an die Menschheit, oder eigentlich an die Blindheit, und ich hätte bald darüber lachen müssen. Weil ich aber einen mächtigen Gott nicht gerne beleidige; so unterwarf ich mich ganz stillschweigend dem Befehl, und bat nur noch um die Erlaubniß unter dem Titel Philalthias an meine Schwester Euphrosine einen einzigen Brief senden zu dürfen. Er gab mir solche, und ich schrieb hierauf folgendes:

Nichts ist, liebe Euphrosine, trauriger, als die Traurigkeit über die Freude an 365, und, wenn ein Schaltjahr ist, 366 Sonn- und

Festtägen der Natur, oder als die blitzenden Sterne und feuersprühenden Diamanten des Herzens in verstreuten Zahlperlen auf der kalten Grabdecke der Ewigkeit. — Alle suchen dich, aber die wenigsten haben das Glück dich zu finden. — Wie kann es aber anders kommen, fragt man nicht wie die Russen den Todten, warum er gestorben sey? — und ist das Leben den meisten wohl mehr als ein silberner Hochzeitschmauß, oder ein Altar der Freude für Kinder mit Martinslichtchen umstellt? — Man spricht von Seeligkeit; allein man kennt keine andere, als die ewige, oder die, so mit der großen Erfurter Glocke eingeläutet, oder durch Kanonendonner und Vivatrufen verkündigt wird. Es ist aber auch dies kein Wunder; denn der Mensch, der fest und dauerhaft für die Ewigkeit über der Eisstirn der Cortilleren zum Trutz der Glätscher erschaffen ist, hält die alten, ächten Bractiaten der Empfindung für eine bloße Schaumünze, spielt auf allen Instrumenten besser, wie auf sich selbst, und läßt die Tugend vor und nach dem Sündenfall, ein anatomisches Meisterstück, eine Apologie

des weltlichen Teufels und der geistlichen Simonie, einen brillantirten böhmischen Stein, eine moneta ferrata, die Palingenesie durch den Tod, den heißen Aequator des Verdienstes, einen Schenkungsbrief auf den Todesfall, eine Codicillarclausel des Mitleids, eine Palliativkur des Elends, kurz alle Formen, nur nicht die zwei ächten, unzertrennlichen Hauptformen aller Glückseeligkeits-Critik, Kopf und Herz aus sich gießen.

Diese Flexibilität eines geistigen Polipenlebens wird die erste und letzte Thierclasse auch wohl bis an ihr seeliges Ende behalten, wenn sie nicht zufälligerweise einsehen lernt, daß man nie zum Ende ohne Anfang gelangen kann, oder daß die Zwei nicht ohne Eins möglich ist. Der Baum zu dieser schweren Erkenntniß blüht schon Jahrtausende; aber er trägt keine Früchte.

So oft ich dieses erwäge, gefällt mir der Himmel am besten, wenn er auf vier Pfosten über meinem Bette ruht, oder von Fischen im

Leiche umtanzt wird. Dort sehe ich doch noch, daß die unschuldige Natur wacht, wenn der Mensch schläft, oder sich glückseelig träumt. Das Ganze der Schöpfung kömmt mir dann erst schöner vor, und ich gebe gerne jeden blinden Bettelmusikanten einen Dreier, wenn er mir das herrliche Lied singt: die Welt bleibt doch die beste Welt, zur Lust ist sie geschaffen ꝛc. Es ist wahr, die Dichter sind doch die vorzüglichsten Menschen; denn ihre Phantasie ist an gar keine Mängel gebunden, und sie können selbst in der Hölle noch ein Lobgedicht auf den Himmel machen. —

Laß dir doch, liebe Euphrosine, einmal von einem Dichter die Schönheiten Utopiens schildern. Du wirst gewiß ganz andere Begriffe von der Welt bekommen; denn Utopien liegt mitten in der Welt, und hier kannst du alles sehen, was dein Herz wünscht. — Es werden dir da vorgeführt glückliche Menschen von allen Classen: weise und wohlthätige (nicht blos kluge und herrschsüchtige) Fürsten, weise und vergnügte (nicht blos sclavisch folgsame)

Unterthanen, gute Familienväter, gehorsame Kinder, zufriedene Ehegatten, rechtschaffene Dienstbothen, ehrliche Kaufleute und Handwerker, verdienstvolle Reiche, Liebhaber des Friedens, der Freundschaft, der Liebe, Treue und Aufrichtigkeit, kurz Verehrer aller Tugenden, so, daß du vor Entzücken dich selber vergißt, und gar nicht mehr weißt, wo du bist. —

Nochmals, liebe Euphrosine, laß dir von einem Dichter die Schönheit Utopiens schildern, sonst bekömmst du sie nie zu sehen; denn auf der ganzen irdischen Hängematte des Glücks ist der Tempel des Nachruhms ein goldnes Epitaphium über der Knochenhöle der Verwesung, eine Thräne und Glitschrose auf kaltem Marmor, ein Schnellgalgen des Blödsinns und der Eitelkeit, woran sich jeder freiwillig aufhängen kann, und niemand wird auf dieser Carnevalsmasquerade der Heiligkeit um ein ordentliches Gesicht beneidet, niemand auf diesem Theater der Welt eher applaudirt, als bis er abtritt. — Ist der Spieler hinter den Coulissen

des Grabes, so lacht man über seine Tragödie eben so wie über ein Lustspiel.

„Ich wollte bei solchen herrlichen Prämissen, Aspecten und Renovationen (Benennungen des Glückhafens) schon oft in die Classenlotterie zu B. setzen, und das ganze Rittergut, das ich gewinnen könnte, den Wittweninstitut und der Invalidencasse daselbst, oder, wenn diese es nicht annehmen wollten, allen Krüppeln, Lahmen, und der ganzen Welt schenken; allein ich fürchte nur, ich möchte nichts gewinnen, den Stein der Weisen verlieren, ehe ich ihn fände, und am Ende obendrein einem Crispinus meinen durchgerbten Rücken zur Basis eines neuen Wohlthätigkeitssistems geben.

Damit du mich nicht mißverstehst, liebe Euphrosine, so muß ich dir eröffnen, daß Gedanken weiter nichts sind, als gute oder schlechte Maschinen der Rechenkunst. Wer es so weit gebracht hat, daß er ohne den Hauptstuhl des wahren Verdienstes nöthig zu haben,

die Intressen eines listigen Kopfes am höchsten berechnen kann, der wird nicht nur für den ersten Rechenmeister, sondern auch für den größten Logiker erkannt. Die Quadratwurzel hiezu ist leicht zu finden, sie ist der sonst nicht zu befriedigende Eigennutz aller auf jüdische Art beschnittenen Cosmopoliten. Man fragt bei diesem nicht nach dem Charakter des Rechnenden. Genug, wer das genialische Facit versteht, der kann selbst, wenn er unehrlich ist, diejenige Zahl erreichen, durch die sich der Scharfrichter ehrlich richtet.

Von der Arithmetik geht man auf das Geld, als ihre erste Beschäftigung, über, und schreibt den Franziskanern, Dominikanern, Barfüßern, kurz allen barmherzigen Brüdern blos darum nicht viel Gedanken zu, weil ihnen der Gebrauch des Geldes untersagt ist. —

Als Wegweiser in den Schweizer Glätschern dürfen sie indeß den Reisenden dienen; denn dort sind sie den blinden Postkleppern gleich zu achten, die den Weg durch den Spes-

fart vor und rückwärts besser wissen, als ein sogenannter Clairvoyant von Menschen.

So hängt aber alles zusammen, wie der Mond und die Erde, die Fieberhitze und der Frost, der Mohr und seine Farbe, oder ein schöner Kupferstich und die schwarze Kunst. —

Ich könnte dir dies auf andre Weise sagen; allein seitdem die Ferngläser fast in allen Ländern Mode geworden sind, so muß auch ein Mensch von gesunden Augen sich derselben bedienen. Ich liebe aber auch sonst die Bildersprache. — Sie ist die älteste unter allen; denn sie wurde schon von den ersten Menschen im seeligen Zustande gesprochen, und gelangte von da erst über die Piramiden zu Shakespear, Jean Paul, und andern Menschen. Man könnte sie auch vielleicht die leichteste nennen, wenn man sich nach den Abc-Büchern richten wollte, die in Bildern verabfaßt sind; allein dies wäre selbst wieder ein Bild, das für die großen Kinder einer Erklärung bedürfte.

Der Hauptgrund ihrer Anwendung bleibt immer der, daß der Mensch selbst nur eine

Copie genannt zu werden verdient, wozu das Original verloren gegangen.

Jüngst suchte ich dieses Original, nicht unter Engeln (denn daß es da nicht wohnt, weiß ich wohl) sondern unter Menschen; allein der Teufel steckt in allen Rockfalten. Ich hatte gut darnach suchen; ein Jud und ein Christ schleppten es an der Erde herum, und schlugen sich für dessen Besitz ganz blutig. Vergebens rief ich ihnen zu, sie sollten doch vernünftig seyn, und bedenken, daß sie beide Menschen wären. Sie antworteten mir zugleich, daß eben dies die Ursache wäre, warum sie sich schlügen. Du siehst, liebe Euphrosine, wie weit es mit den Menschen ist, sie wissen noch nicht, wo sie dich und mich suchen sollen. Laß sie aber gehen, und höre, was mir letzthin mit Herastern begegnete.

Jener hatte eben eine Kleinigkeit, eine Kaiserkrone, aus dem Garten der Frau Tellus, worüber er als Gärtner gesetzt war, entwendet, er schwebte im Paradieß, bei Miltons verlornen Paradieß, und wollte auf der Milchstraße eine christliche Chaussée-Ein-

nahme für alle Juden, Heiden und Türken, die aus der Erde nach der natürlichen Revolution ihres Leibes emigriren würden, anlegen, da kam die Wahrheit, gab ihm eine Ohrfeige, und nannte ihn einen ernsthaften Gecken. Er entgegnete ihr zwar auf der Stelle: Madame, ihr Entrée ist zu neumodisch und auffallend; allein sie lachte und reichte ihm ein schwarz versiegeltes Papier, unter den Worten:

„Hier ist mein erster und lezter Wille, „übergieb ihn Euphrosinen, und sag ihr „zugleich, der Mensch hätte mich von „ihr getrennt; aber sie sollte es ihm „nicht übel nehmen, er wäre das beste „Geschöpf und könne niemand beleidi„gen, als sich selbst, so, daß Abbitte „und Ehrenerklärung blos in Gerichts„höfen noch als ein contractus inno„minatus do ut des eingeführt sey." —

Als sie ausgeredet hatte, d. h. verschwunden war, beides war eins, weinte Heraster bitterlich — nicht über das Testament, son-

sondern über die Ohrfeige, und doch enthielt das Testament mehr als 100000 Ohrfeigen. So schlägt uns aber immer die Gegenwart härtere Wunden, als die Zukunft, ob diese gleich nur eine Schülerin von jener ist. —

Es war ein Glück, daß ich den Testamentsempfänger und Executor noch zu rechter Zeit attrapirte, sonst hätte er das Testament in tausend Granatstücke zerrissen. Einen tüchtigen Riß hatte er so schon hineingemacht, wie ich's ihm nahm und ihn einen ungläubigen Juden nannte, der das Zeichen der Traurigkeit nur in elendes Lumpenpapier und nicht in seinen eignen Rock machen wolle. — Ich retirirte jetzt mit der Beute, die niemand mochte, so geschwind, als wenn ich den Schatz des türkischen Kaisers geraubt hätte. —

Zwei Stunden war ich bereits ohne canonisches Hinderniß über die Menschheit hinausgelaufen, da fiel es mir erst ein still zu stehen, und die Testamentsappertur vorzunehmen. Als ein actus legitimus schien mir solche am

besten am weiten falben Grabe der schöpferischen Natur vorgehen zu können. Ich faßte daher am Fuße eines entkleideten Apfelbaums (dieser tausendjährige Kalender und Wettermönch ist mir noch von Adam und Eva her merkwürdig) unter dem blauen Wolkenschirm des großen Aethermeers, vis-à-vis der sterbenden Sonne, die wie das Bild eines großen Mannes, der noch mit dem letzten Blicke seine Feuerseele dem Tode entgegenwirft, vor mir stand, und mich wie Janus anlächelte, eine rührende Stellung. — Außer Himmel und Hölle und fünf Critikern, die weder Gott, noch Kant, noch die jenaische Literaturzeitung verwerfen kann, weil sie extra commercium sind, hatte ich keine Zeugen, und doch wagte ich es und eröffnete und las, was ich schon längst gelesen hatte und was jedermann weiß, nämlich: —

Doch halt! du beklagst dich, liebe Euphrosine, daß dich der Mensch auf den Mars, der Venus, den Krebs, Scorpion und allen Himmelszeichen und Planeten eher aufsucht,

als auf der Erde; aber betrachte doch, daß du ein Frauenzimmer bist, die nie den Himmel im Herzen tragen kann, weil sie den Menschen unter dem Herzen trägt; erwäge daß die Glückseeligkeit in unzählige Stücke, wie ein fingirtes Osterlamm zertheilt ist, bedenke endlich, daß die Erde, so vielen Spectakel sie auch in dem Gedankenstrich von der Wiege zum Grabe macht, der kleinste unbedeutendste Theil ist, wenn man sie in vier oder sechs Breter, nach ihren jüdischen oder christlichen Glaubensbekenntniß zur Verdauung der Unverdaulichkeit und Aussicht auf den Uranus einschließt. — Hier vergißt sie die 100000 Folianten, die von den größten Gelehrten über die Existenz des Nichts geschrieben und mit eben dem Beifall wie die sibillinischen Bücher verschlungen worden sind; ferner das Journal des Luxus und der Moden, Pitts Parlamentsreden, die Addressen an den König, den Orden pour et au lieu de merite, Ukasen, Billen, Edikte, Mandate und das ganze Corps diplomatique, das gleich der Minerva, einen Zoll über den Augen seinen Ursprung genommen, noch wei-

ter, die Millionen Verdienste, die in Fässern aus Seringapatnam nach Europa segelten, die Pest des Kaisers von Marocco, die nach den Zeitungen dieses Jahr sehr beträchtlich gewesen, und auch über die See nach Europa gebracht worden, sowie endlich den Admiral Nelson und den Held Souwarow, und das alles, weil sie sich ein einzigesmal recht ernsthaft im Spiegel betrachtet.

Geschähe aber auch dieses nicht, so giebt es, den Himmel sey Dank, noch Menschen, die über eine weise Jungfrau sterben, d. h. selig werden, die die Göttin Themis, wie sie leibt und lebt, auf den Oeconomiegebäuden des Schlosses Giebichenstein gesehen haben und die in den ächten römisch canonischen mit den kaiserlichen Notariatssiegel bekräftigten und in der ganzen Welt beliebten Grundsatz haben: superflua non nocent. — Nach letztern Grundsatz ist alles erlaubt, nur nicht die Klagen über Ungerechtigkeit, denn diese gehören nicht mit zum superfluo und schaden also. —

Eben dieses war es auch, was die Wahrheit in ihrem Vermächtnisse sagte, indem sie die Vernunft eine res nullius nannte, die jedermann gehöre, wenn er sie fände, und noch hinzufügte: du solltest keine Schlösser in Spanien bauen, weil dieser Gallicismus, der auf alle Nationen übergegangen sey, seit der Freundschaft der Franzosen und Spanier ganz abgekommen wäre. —

Was mich anlangt, d. h. mein Accidens; denn nichts ist substantiell als das Nichts, so glaube ich, daß die Wahrheit aller Wahrheit ganz auf dein Secondo-Leben und deine Prima-Seeligkeit im Monde, oder wo du sonst vegetirest, anwendbar ist, gebrauche sie daher mit Vernunft und vergiß den Menschen, der schon alle Anstalt macht, dir nachzufolgen und für den das Leben weiter nichts ist, als ein ohne Valuta auf die Ewigkeit trassirter Wechsel, den jedermann auch dann noch honoriren kann, wenn er schon, welches kaum zu glauben ist und woran blos der Aussteller Schuld wäre, mit Protest zurückgehen sollte."

Es ist jetzt Nacht auf der Erde, und da ich nicht weiß, wo du bist und mich unsichtbar belauschest, so will ich solche auch bei dir annehmen, schlaf also wohl

Dein und der Menschheit treuer
Freund über den Sternen

Philalthias.